

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift



SOMMER 2016 / 5776 • 500 JAHRE GHETTO Venedig

28. Jahrgang • Nr. 109 • Juni 2016

Venedig, die Juden und Europa 1516 - 2016	Seite 2
Eine Jubiläums-Ausstellung im Dogenpalast Donatella CALABI	
Das Ghetto von Venedig	Seite 4
Donatella CALABI	
Shylock im Ghetto	
Eine Shakespeare-Jubiläumsproduktion in Venedig	Seite 8
Shaul BASSI	
„Wer ist schuld am Tod von Edith Winkler?“	Seite 11
Advertorial	
Die Synagogen von Venedig	Seite 14
Gianmario GUIDARELLI und Stefano ZAGGIA	
Salzburg 1816 - 2016	
Von Napoleon zu Festspielen und jüdischem Erinnern	Seite 16
Tina WALZER	
Die Wiederbelebung einer verlassenen Landschaft	
90 Jahre Raxbahn	Seite 18
Tina WALZER	
Gerhard Schmid im Interview	Seite 20
Monika KACZEK	
Befreiung durch Erschütterung	
Zum Ableben von Imre Kertész	Seite 22
Kerstin KELLERMANN	
Jene unvergessliche Welt	
Gedanken zum 100. Todestag von Scholem Alejchem	Seite 24
Claus STEPHANI	
Wohin mit dem Moses?	
Ein neuer Restitutionsfall im Grazer Museum Joanneum	
Wolfgang J. PIETSCH	Seite 26
One Woman Show	
Tina Blau zum 100. Todestag	
Gregor GATSCHER-RIEDL	Seite 30
Europäischer Tag der jüdischen Kultur im Burgenland	
Sonntag, 4. September 2016	
pr-Text	Seite 32
Im Gedenken	
Ungarisch-jüdische Opfer im Lager Liebenau 1945	
Manfred OSWALD, Oberst i.R.	Seite 33
Gedenkstein in Gratkorn enthüllt	
Manfred OSWALD, Oberst i.R.	Seite 34
Der Wiener „Gerechte unter den Völkern“	
Anton Schmid wird Namenspatron einer Bundeswehrekaserne in Sachsen-Anhalt	
Manfred WIENINGER	Seite 36
Buchrezensionen	Seite 38
Leserbrief	Seite 43

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie
wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264
wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!



Francesco Hayez, *Die Zerstörung des Tempels in Jerusalem*, Öl auf Leinwand, 183 x 282 cm. Venezia, Gallerie dell'Accademia Cat. 756, "su concessione del Ministero dei beni e delle attività culturali e del turismo". Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.

Bretterhütten für eine erste Erweiterung des Ghettos, wie sie von den verschiedenen Gruppierungen der Juden gefordert worden war, fest: so entstand das *Ghetto Vecchio* (Altes Ghetto).

Ghetto Nuovissimo

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts betrug die jüdische Bevölkerung rund 3.000 Einwohner, trotz der Bevölkerungsabnahme, die durch eine der schwersten Pestepidemien in der Geschichte Venedigs verursacht worden war. Obwohl Druck, weiteren Raum für die Juden zu gewinnen, über dreissig Jahre lang ausgeübt worden war, erfolgte die Einrichtung eines neuen Erweiterungsgebietes, des *Ghetto Nuovissimo* (Jüngstes Ghetto), erst in diesem Zeitraum, weil es für eine weitere Einwanderungswelle bestimmt war. Für die nächsten zwei Jahrhunderte – vom 16. bis zum 18. Jahrhundert – waren Tätigkeitsbereiche, die Juden offiziell zugestanden wurden, beschränkt.

Die napoleonische Zeit

Im Jahr 1797, nach der Ankunft Napoleons in der Stadt, wurde von der demokratischen Regierung ein Dekret verabschiedet: Es besagte, dass „die Tore des Ghettos unverzüglich entfernt werden mussten, damit keine Trennung zwischen ihnen [den Juden] und den anderen Bürgern dieser Stadt

sichtbar sei.“ In jener Phase wurde bezüglich der Bauweise der drei Ghettos Folgendes vermehrt und heftig kritisiert: Bodensenkungen, gefährlich schiefe Aussenmauern, Krümmung der Balken, Lockerung der Installationen, Neigung der Steinplatten, auffällige Kaminrohre, schlecht gebaute Treppen, kurzum, der Zerfall von Bauten, die im Lauf der Zeit durch zahlreiche Überbauten auf Fundamenten, die nicht für die tatsächlich realisierte Umfangsteigerung berechnet worden waren, verändert worden sind.

Reformen

In der Zwischenzeit liessen sich die Einstellungen zur Frage der Hygiene im urbanen Gesamtkontext nicht mehr auf einzelne Gebiete beschränken. Dies war in ganz Europa der Fall: die Kultur der „Sanierung“ im 19. Jahrhundert durchzieht zentrale städtische Gebiete genauso wie solche an der Peripherie, und zielt auf den Wohnstandard und eine grundsätzliche Objektivität in Bezug auf die verschiedenen ethnischen Komponenten ab. Wiewohl dies nur erste Schritte sind, weht ein Wind der „Modernität“ auch auf dem *Campo* des Ghettos. Dem Prozess der Erneuerung der heruntergekommenen Zonen entspricht dann jener der Verlagerung des Wohnsitzes der reicheren Bewohner sowie der Sanierung der ebenfalls seit



Querschnitt durch ein Haus im Ghetto, ASVE Giorgio Fossati, *Sezione di Casa nel Ghetto*, 1778, Tinte und Wasserfarben auf Papier, 750 x 525 mm. Quelle: Archivio di Stato di Venezia, *Ufficiali al cattaver*, b.277 dis.1. Alle Rechte: Venezia, Archivio di Stato, riproduzioni eseguite dalla sezione di fotorigrafia dell'Archivio di Stato di Venezia. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.



Der ÖVP Rathausklub wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID einen schönen Sommer.

LAbg. GR Manfred Juraczka,
Klubobmann der ÖVP Wien



Lebensqualität für Israel – mit Ihrer Hilfe!



Keren Kayemeth Leisrael

Keren Kayemeth Leisrael Jüdischer Nationalfonds in Österreich
1010 Wien Opernring 4/2/7
Tel. 01-513 86 11 Fax. 01-513 86 119 info@kklwien.at
Bank Austria IBAN: AT64 1200 0104 1262 9600 BIC: BKAUATWW
BAWAG PSK IBAN: AT46 6000 0000 0130 0675 BIC: OPSKATWW



DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Grübelstrasse 6,
Telefon- & Faxnr: +431 / 888 69 45
Handy: +43699/130 20 230,
E-mail: office@davidkultur.at

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Michael Friedmann,
Mag. Dr. Alfred Gerstl, MIR.,
Monika Kaczek, Ing. Turgut Mermertas,
Evelyn Ebrahim Nahooray, B.A.,
Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Monika Kaczek,
Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Evelyn Adunka, Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz,
Rabbiner Dr. Joel Berger, Eva Beresin,
Dr. Gerald Brettner-Messler,

Dr. Annette Busmann,
Dr. Gregor Gatscher-Riedl,
Dr. Pierre Genée, Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Gustav C. Gressel, Dr. Michael Halévy,
Rabbiner Mag. Schlomo Hofmeister,
Lissy Kaufmann,

Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader,
Miriam Magall, M.A.,
Karl Pfeifer, Emine Mermertas,
Mag. Dr. Ursula Prokop, Tanja Rahman,
Mag. Bernd Schuchter,

Dr. Iris Sonder,
Charles Joseph Steiner, Dr. Claus Stephani,
HR Dr. Christoph Tepperberg,
MinR Gerhard Zirbs, B.A.

EDV-Koordination,

Design und grafische Gestaltung:
Eva Beresin, Ing. Turgut Mermertas

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde
des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und
überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

Abonnementpreis:

4 Ausgaben / EUR 40,- (Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindung: ERSTE BANK
IBAN: AT05 2011 1310 0515 1078
SWIFT-Code: GIBAATWW.

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab,
Barbara-Klampfer-Str. 347,

Tel.: +43 3178/28 555, Fax.: +43 3178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos
wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion
behält sich das Recht vor, Manuskripte zu
kürzen bzw. zu ändern. Beiträge von
Gastautoren müssen nicht die Meinung der
Redaktion wiedergeben.**

Shylock spielt jedoch auch eine wichtige Rolle in der Geschichte des Philosemitismus, dank seines berühmten Plädoyers:

Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmassen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? (Der Kaufmann von Venedig, 3.1.55-59)

Es macht nichts, ob im Lauf der Zeit Juden ein monströser Körper zugeschrieben worden ist (Juden mit dem Schwanz, männliche Juden mit dem Menstruationszyklus, Juden mit einer überproportionierten Nase) und Shylock in den folgenden Versen folgert, dass der Wunsch nach Rache das ist, was Juden und Christen verbindet. Es spielt keine Rolle, weil dieser Diskurs ein Eigenleben entwickelt hat und zu einer Art von humanitärem Manifest geworden ist: Wir sind alle gleich am Nullpunkt unserer Körperlichkeit. Und wenn Ihr mit einem Schauspieler oder Regisseur von heute spricht, wird er euch in 99 Prozent der Fälle sagen, dass er auf der Seite von Shylock steht. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Shylock eine ambivalente Persönlichkeit ist, nie zur Gänze auf eine antisemitische Ikone reduzierbar und nie zur Gänze auslöschar als Mensch, für den man Sympathie und Solidarität empfindet. Unter diesen Prämissen hat sich die Universität Ca'Foscari, in engem Dialog mit der jüdischen Gemeinde, die ja auch die Geschichte und Traditionen des Ghettos weiterträgt, auf dieses Abenteuer eingelassen.

Die Leitidee war, dass diese Premiere nicht von einer originellen Produktion absehen könne, eigens ausgedacht und geschaffen für den doppelten Jahrestag. Glücklicherweise die Begegnung mit der *Compagnia de' Colombari*, zwar aus Amerika, aber mit einer italienischen Seele, angefangen bei ihrer kreativen Regisseurin Karin Coonrod und einer internationalen Besetzung, die den kosmopolitischen Ursprung des Ghettos feiert. Die gemeinsame Arbeit der *Compagnia* und einer Gruppe von Studenten und Wissenschaftlerinnen - den Besten ihres Faches - an der *Fondazione Giorgio Cini* im Sommer

2015 für das „Shylock Projekt“ war wesentlich, eine intensive Recherche- und Experimentiererfahrung, die dazu geführt hat, gemeinsam Shakespeare und das Ghetto zu erleben und einzustudieren, als Fundament für die Aufführung.

Das sind die Prämissen. Was das Ergebnis sein wird, kann uns nur jenes Event sagen, das von 26. Juli bis 1. August stattfinden wird (www.themerchantin-venice.org). Die Traditionalisten werden die Nase rümpfen angesichts der Auswahl von fünf verschiedenen Schauspielern (unter ihnen eine Frau) in der Rolle von Shylock innerhalb einer Aufführung, die im Original-Shakespeare-Englisch verwirklicht wird, aber mit vielen Inserts in verschiedenen Sprachen,

unter ihnen das jüdische Venezianisch, das im Ghetto gesprochen wurde. Jemand hat geschrieben, dass es sich um eine frevelhafte Aktion handelt, aber das gilt nicht. Wenn es sich nur um eine schöne Veranstaltung handelte, die nicht in der Lage ist, das Gewissen zu stören, würde man einem Ort nicht gerecht, dessen Name selbst zum Sinnbild der Diskriminierung geworden ist. Und es ist kein Zufall, dass neben der Theaterveranstaltung ein fiktiver Prozess gegen die Personen des Werkes abgehalten wird, dem Ruth Bader Ginsburg vorsitzt, die berühmte Richterin

des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Kaufmann von Venedig ist ein Schauspiel, aber auch eine symbolische Geste für eine Stadt, die immer mehr Vitrine und immer weniger Schmiede für kulturelle Produktionen ist. 500 Jahre an Geschichte einer Minderheit, die es verstanden hat, sich zu integrieren und aktiv und kreativ am Leben in Venedig teilzuhaben, berichten uns in der Tat auch von der Fähigkeit, auf die Zwänge zu reagieren, um die Freiheit jenseits der Mauern zu erreichen. Eine Mahnung, die speziell heutzutage dringend notwendig ist, in einer Situation der Spannungen und Begegnungen mit „dem Anderen“. Mit einer internationalen Anstrengung, einer Teilhabe, kann das Ghetto auch weiterhin ein spiritueller, kultureller und künstlerischer Ort sein: sich seiner Vergangenheit bewusst, und offen der Zukunft gegenüber.

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr.in Eva Holpfer - DAVID dankt für die Unterstützung!



Fabio Mauroner, Palazzo mit Brücke im Ghetto von Venedig, 1920. Radierung, 227 x 302 mm. Venezia, Ca' Pesaro - Galleria Internazionale d'Arte Moderna. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.

„Wer ist schuld am Tod von Edith Winkler?“

Advertorial

BMBF und erinnern.at stellen erstes Unterrichtsmaterial zur TäterInnengeschichte in Österreich bereit

Geht es darum, aus dem Holocaust Lehren für die Gegenwart zu ziehen, ist die Auseinandersetzung mit den Täterinnen und Tätern von besonderer Bedeutung. Betrachtet man die Frage nach einzelnen AkteurInnen der Massengewalt, gibt es in der schulischen Auseinandersetzung jedoch bisher nur wenig Erfahrung. Immer noch dominiert in den Geschichtsbüchern die Vorstellung einer direkten Befehlskette von Hitler über Himmler bis hin zu einzelnen SS-Soldaten bzw. Wehrmichtsangehörigen. erinnern.at, das Holocaust Education Institut des Bundesministeriums für Bildung und Frauen, geht nun erstmals einen anderen Weg.



Edith Winkler, Wien, Ende der Dreissiger Jahre. (Foto: Jehudith Hübner, Jerusalem)

Ausgangspunkt ist die Lebensgeschichte von Edith Winkler, die 1930 in Wien geboren und im Holocaust ermordet wurde. Im Mittelpunkt steht die Frage, wer für ihren Tod verantwortlich ist. Anhand von Informationen zu Lebensgeschichten und Entscheidungen verschiedener AkteurInnen zur Zeit des Holocaust diskutieren SchülerInnen die konkrete Verantwortung einzelner Personen und Personengruppen.

erinnern.at legt in der Geschichtsvermittlung ganz bewusst den Fokus auf den Blickpunkt und die persönlichen Erlebnisse der betroffenen, vom Naziregime verfolgten, Personen. Ihre Geschichten und Erinnerungen sind es, die den SchülerInnen nähergebracht und den kommenden Generationen vermittelt werden sollen. Durch die Beschäftigung mit konkreten Personen, mit deren Handeln und Unterlassen, werden weit verbreitete und weitgehend falsche Vorstellungen darüber in Frage gestellt, wie es zum Massenmord kommen konnte. SchülerInnen werden angeregt, ihre vorgefassten Meinungen zu hinterfragen und erwerben ein Verständnis dafür, wie ganz gewöhnliche Menschen einen Beitrag zum Massenmord leisteten – oder auch dazu, Menschen zu retten.

Dieses differenzierte Verständnis von den Mechanismen, die den Holocaust möglich machten, kann auch auf die Analyse von anderen Genoziden angewendet werden – und leistet damit einen Beitrag zur Prävention von Genozid und Massengewalt.

Das Lehrmaterial wurde beim 14. Zentralen Seminar „Wer ist schuld am Tod von Edith Winkler? Völkermord als gesellschaftliche Verantwortung“ (19. bis 21. November 2015 in Salzburg) erstmals vorgestellt.

Mehr auf www.villach.at

villach :stadt

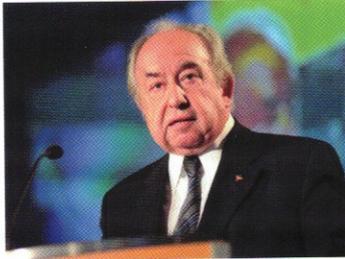
Villach, die weltoffene Stadt im Herzen des Alpen-Adria-Raums.

BM **BF**
Bundesministerium für
Bildung und Frauen

Die Aufrechterhaltung einer aktiven Erinnerungskultur sowie die Unterstützung von jüdischem Leben und jüdischer Kultur in Österreich sind dem Bundesministerium für Bildung und Frauen (BMBF) zentrale Anliegen.

60 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Österreich und Israel fördern einen regen Austausch zwischen beiden Ländern. Sie legen die Basis für wertvolle Projekte, wie den österreichisch-israelischen Schulbuchvergleich und zahlreiche Schüler/innenbegegnungen. Mit dem Verein erinnern.at (www.erinnern.at) setzt das BMBF kontinuierlich wesentliche Akzente in der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust im österreichischen Bildungswesen.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



© Andi Bruchner

Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Leserinnen und Leser!



Die vorliegende Ausgabe der Kulturzeitschrift DAVID widmet sich dem 500-jährigen Bestehen des Ghettos von Venedig. Beschäftigt man sich mit diesem dunklen Kapitel in der glanzvollen Geschichte der Serenissima, entdeckt man bedrückende Parallelen zur aktuellen politischen Lage. Geschichte liegt – so scheint es – allen Bemühungen zum Trotz wesentlich in ihrer Wiederholung, wenn auch in unterschiedlichen Spielarten, mit unterschiedlichen Vorzeichen. Die menschliche Wahrheit dahinter jedoch bleibt stets dieselbe und spiegelt sich in der folgenden kleinen Geschichte.

Ein weiser Rabbi stellte seinen Schülern einmal die folgende Frage: „Wie bestimmt man die Stunde, in der die Nacht endet und der Tag beginnt?“ Einer der Schüler antwortete: „Vielleicht ist es der Moment, in dem man einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“ Der Rabbi schüttelte den Kopf. „Oder vielleicht dann, wenn man von weitem einen Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann?“ Der Rabbi schüttelte wieder den Kopf. „Aber wann ist es dann?“ Der Rabbi antwortete: „Es ist dann, wenn Ihr in das Gesicht eines beliebigen Menschen schaut und dort Eure Schwester oder Euren Bruder erkennt. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Möge diese Stunde, in der die Nacht endet und der Tag beginnt, in unser aller Herzen wohnen!

Fritz Neugebauer

Fritz Neugebauer

Zweiter Präsident des Nationalrates a. D.
Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst

**STEIRISCHE
VOLKSPARTEI** 

**„GEMEINSAM
NEUE WEGE GEHEN.“**

Hermann Schützenhöfer

Hermann Schützenhöfer
Landeshauptmann

www.stvp.at

Bezahlte Anzeige



Einen schönen Sommer!

Herzlichst, Ihr Bürgermeister
Dr. Michael Häupl

Michael Häupl

www.spoe.wien

bezahlte Anzeige

KLICK DICH DURCH!



facebook.com
youtube.com
twitter.com / **UNSERLANDTIROL**

www.tirol.gv.at





Gedenkstein am jüdischen Friedhof Salzburg, mit der Inschrift: „Nach dem II. Weltkrieg zogen durch Salzburg verfolgte Juden. Die Frauen waren sehr geschwächt und hatten sehr viele nicht lebensfähige Geburten. Zur Erinnerung von Stadt und Land Salzburg.“ Foto: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.

Februar 1934 kam es in Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen dem austrofaschistischen Ständestaat und der Sozialdemokratie zu einer antisemitisch motivierten Hausdurchsuchung bei Zweig, der die Bedrohungssituation sofort erkannte. Er zog daraus die Konsequenzen und verliess Salzburg für immer. Am 23. Februar 1942 nahm er sich im brasilianischen Exil das Leben.

Das Überleben

Die jüdische Gemeinde Salzburgs wurde vernichtet. Nach Kriegsende installierten die Alliierten in Salzburg Lager für sogenannte *Displaced Persons*, Überlebende der Konzentrationslager. Viele Gräber am jüdischen Friedhof Salzburg zeugen von den tristen Lebensverhältnissen der Heimatlosen. Der Buchenwald-Überlebende Marko Feingold (geb. 1913)

liess sich nach der Befreiung in Salzburg nieder. Er half, die Internierten zu versorgen und organisierte eine Fluchtmöglichkeit über die Krimmler Tauern in Richtung Palästina. Nachdem er bereits zwischen 1946 und 1947 kurz Präsident der IKG Salzburg gewesen war, übt er dieses Amt nun bereits seit 1977 aus. Mit seiner ungebrochenen Schaffenskraft ist er einer der stärksten Zeitzeugen Österreichs dafür, dass ein Leben nach der *Shoa* nicht nur möglich, sondern eine unschätzbare Bereicherung der österreichischen Gesellschaft ist. **DAVID gratuliert herzlich zum 103. Geburtstag: Mazel Tov!**

Informationen: <http://www.salzburg2016.at/de/>; Alpine Peace Crossing – Verein für Flüchtlingshilfe <http://alpinepeacecrossing.org/>; <http://www.ikg-salzburg.at/Landesausstellung:> Bischof. Kaiser. Jedermann. 200 Jahre Salzburg bei Österreich. Salzburg Museum Neue Residenz, Mozartplatz 1, 30.04. – 30.10. 2016, Geöffnet Di bis So 09.00–17.00 Uhr.

Literatur:

Marko M. Feingold: Wer einmal gestorben ist, dem tut nichts mehr weh. Eine Überlebensgeschichte. Hg. v. Birgit Kirchmayr/Albert Lichtblau. Wien: Picus Verlag 2000.

Marko Feingold (Hg.): Ein ewiges Dennoch. 125 Jahre Juden in Salzburg. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 1993.

Adolf Altmann: Geschichte der Juden in Stadt und Land Salzburg. Otto Müller Verlag 1990.

Stan Nadel: Ein Führer durch das jüdische Salzburg. Verlag Jung und Jung 2005.

Daniela Ellmayer/ Helga Embacher/ Albert Lichtblau (Hg): Geduldet, geschmäht und vertrieben. Salzburger Juden erzählen. Otto Müller Verlag 1998.

Siehe auch unseren Artikel in Heft 84, Pessach 2010, link: <http://davidkultur.at/ausgabe.php?ausg=84&artikel=105>: „65 Jahre habe ich gebraucht, um ein Salzburger zu werden. Präsident Marko Feingold im Gespräch mit Tina Walzer.“



Das Ehepaar Feingold. Foto: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.

200 JAHRE
seit 1816

OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

ÖNB

SCHAUEN SIE AUF IHR GELD?

Wir seit 1816.

Finanzbildung durch die OeNB

www.eurologisch.at
www.oenb.at



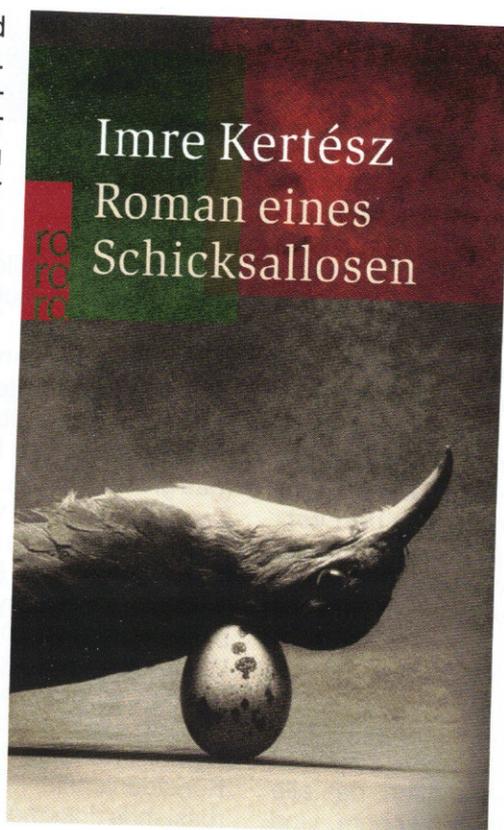
UNSER HEER

MIT SICHERHEIT.

Auf unser Heer kommt's an. Gerade jetzt.

bundesheer.at

„in einen permanenten Zustand des Sterbens versetzt“ werden. Sie betont das Thema „Töten, Todesregime, Mord“ sehr und das ist ein Unterschied zu Imre Kertész, der noch im Alter ein höchst vergnügliches Buch schrieb, den Roman „Letzte Einkehr, Tagebücher 2001 - 2009“, in dem er abwechselnd über Auschwitz und seinen neuen Computer schimpft, dessen blau leuchtenden Bildschirm er in der Nacht beobachtet, wenn er nicht schlafen kann. Kertész genießt Berlin, streitet mit seiner Frau, nach der er sich aber grossteils sehnt, verfolgt einen Bettler, der vor seinem Arbeitsfenster hockt und ist froh, von Ungarn weg zu sein, in dem sich viele traumatisierte Menschen auf ihn stürzten und ihr eigenes Trauma an ihm festmachen wollten – und er als Blitzableiter funktionieren sollte, ausgerechnet er, der KZ-Überlebende.



Mit freundlicher Genehmigung: Rowohlt Verlag, Presse und Bildarchiv.

begriff ich rasch, ist nicht dazu da, Menschen zu verurteilen, sondern den Augenblick neu zu erschaffen.“ In dieser Hinsicht seien Bilder des Schmerzes gerade genauso viel wert wie die des „wolkenlosen Glücks“ und nimmt als Beispiel ein inneres Bild mit gestreiften Sträflingsanzügen, weissbehelmten amerikanischen Militärpolizisten und der grünen Farbe von Rhabarbersosse. „Das hat mein Leben bestimmt. Mir wurde klar, dass ich, um der eigenen Vergänglichkeit und den sich wandelnden Schauplätzen zu trotzen, mich auf mein schöpferisches Gedächtnis verlassen und alles neu zu erschaffen hatte.“ Das ist ihm wahrlich gelungen – in 1000 völlig verschiedenen Ansätzen und Varianten literarischer Kunst, die er bis ins hohe Alter stetig zu wandeln trachtete und mit Sprache und Figuren experimentierte.

Seine Seele retten

Man könnte behaupten, dass sich Imre Kertész im Gegensatz zu Hannah Arendt beispielsweise im literarisch-schöpferischen Schreiben fand. Seine eigenen KZ-Erfahrungen hielt er in einer seltsam-gestelzten jugendlichen Sprache fest, als ob er sich selbst als Jugendlicher in eine andere Figur transportieren und auf diese Weise wie in einem Film von aussen betrachten würde. „So ist der Glücksgedanke mit dem Schöpfungsgedanken verwandt“, schrieb er später und „dass das in jedem Menschen lebende Göttliche das hinfallige Individuum gleichsam zu sich emporzieht.“ Man müsste „seine Seele retten“, vor allem die „absurdeste Gestalt: der schöpferische Mensch“ (nach Camus) solle dies tun.

Er hätte sich Requisiten des Schmerzes in Form von Bildern bewahrt. Doch was soll man mit einem Schmerz-Bild anfangen? „Die Empörung ist eine Reflexion, ein gekünsteltes Gefühl also, nur dazu gut, den viel schärferen Geschmack jenes ursprünglichen Augenblicks zu löschen. Die Kunst jedoch, das

Noch zwei Hinweise des Essay-Schreibers Kertész zur heutigen

Politik: „Und der Antisemit unserer Zeit will nicht mehr von den Juden abrücken, er will Auschwitz.“ Sprich Tod, Töten, Morden und das Thema Morden/Ermordung bzw. Sterben als Faszinosum. „Ich bin nach wie vor der Meinung, der Holocaust ist ein Trauma der europäischen Zivilisation, und er wird zur Existenzfrage für diese Zivilisation werden, ob dieses Trauma in Form von Kultur oder Neurose, in konstruktiver oder destruktiver Form in den Gesellschaften Europas weiterlebt.“ Wir haben die Wahl, das ist das Vermächtnis dieses grossartigen und humorvollen Schriftstellers.

Imre Kertész: Die exilierte Sprache, Essays und Reden, Suhrkamp 2003

Imre Kertész: Roman eines Schicksallosen, Rowohlt Taschenbuch Verlag 1996

Imre Kertész: Letzte Einkehr, Tagebücher 2001-2009

Hannah Arendt: Nach Auschwitz, Essays und Kommentare 1, Edition Tiamat

TIBOR KARTIK und Familie

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
erholsamen Sommer!

Dr. Sylvia Stein-Krumholz

Praxis für Kinder- und
Jugendheilkunde
und Familie

Wollzeile 12/1/1/11
1010 Wien

Tel: 513 29 97

wünschen einen
erholsamen Sommer.

Im Namen der
Bezirksvertretung 15
wünscht Bezirksvorsteher
Gerhard Zatlökal
allen DAVID-LeserInnen
einen erholsamen Sommer!



Kontakt zur Bezirksvorsteherung 15 :
1150 Wien, Gaspasse 8-10,
Tel.: +43 1 4000 / 15 110, Web: www.fuentzehn.at
E-Mail: post@bv15.wien.gv.at

Bezahlte Anzeige

erhielt Scholem im Cheder, wo er zunächst das Alphabet und die hebräische Sprache erlernte, um danach – auch als Schüler – die Tora und anschliessend den Talmud, bzw. Mischna und Gemara, zu studieren. 1876 legte er dann das Abitur an einem russischen Gymnasium ab. Ein Jahr später, achtzehnjährig, begann er als Hauslehrer bei einem reichen Gutsbesitzer zu arbeiten, dessen Tochter Olga er später heiratete. Seine ersten literarischen Texte veröffentlichte er in den beiden bekannten und damals grössten hebräischen Tageszeitungen „HaZefirah“ und „HaMeliz“. „HaZefirah“ (Die Morgenröte), gegründet 1862 von Chajim Selig Slonimski (1810-1904), erschien mit Unterbrechungen bis 1924 in Warschau und zwischendurch zeitweilig in Berlin. Die erste hebräische Tageszeitung im russischen Kaiserreich „Ha-Meliz“ (Der Verteidiger) hatte 1860 Alexander Zederbaum (1816-1893), der „Pionier des hebräischen Journalismus“ zuerst als Wochenzeitung gegründet; sie erschien bis 1903 in Odessa und St. Petersburg. Ihre Beilage „Kol-mewaser zu der jidischer folksbibliotek“ (Bote der jiddischen Volksbibliothek, ab 1863) war übrigens die erste jiddischsprachige Zeitung in Russland. Neben Jehuda Leib Gordon, Mordechai Ehrenpreis, Nachum Sokolow und anderen herausragenden Journalisten gehörte auch Scholem Alejchem zum Kreis der Publizisten um dieses zentrale Presseorgan, das so von ihren meist freien Mitarbeitern mitgeprägt wurde.

Ab 1877 begann Scholem Alejchem beim jiddischen Leserpublikum bekannt und beliebt zu werden – zuerst durch verschiedene Zeitungsberichte und Erzählungen, dann auch durch Romane, Dramen und Lieder. Nach seiner Heirat mit Olga Loyev 1883 entschloss er sich, nur noch jiddisch zu schreiben. Fünf Jahre später übersiedelte er mit seiner Frau nach Kiew, damals im russischen Zarenreich, von wo er jedoch schon 1890 wegen Spielschulden fliehen musste. Nach Zwischenstationen in Paris, Wien und Czernowitz, und nachdem seine Schwiegermutter die Schulden bezahlt hatte, kehrte er mit seiner Familie nach Russland zurück und liess sich in Odessa nieder. Ab 1893 lebte Scholem Alejchem dann wieder in Kiew und veröffentlichte in Mordechai Spektors „Hausfreund“ zahlreiche Beiträge, darunter auch in mehreren Folgen die ersten Anfänge von „Tewje der milchiker“ (Tewje, der Milchmann).

Im Jahr 1905 musste Scholem Alejchem wegen des dreitägigen Pogroms von Kiew, Russland verlassen und ging zunächst nach Lemberg (heute: Lviv), das damals zum österreichischen Kaiserreich gehörte. Von dort begab er sich auf eine Lesereise nach Galizien und Rumänien. Es folgten weitere Aufenthalte in Den Haag, Berlin, Kopenhagen, Czernowitz, danach in der Schweiz, in England, Frankreich und in den USA, die er aber 1907 verliess und zeitweilig in Italien blieb. Sieben Jahre später übersiedelte er zum zweiten Mal in die USA, wo er bis zu seinem Tod „im jüdisch geprägten New York“ lebte. Hier, in der Lower East Side, betrug die Zahl ostjüdischer Einwohner bis 1915 annähernd 60 Prozent; ausserdem gab es damals in New York zwölf jiddische Theater, „mit teils hervorragenden Schauspielern und Inszenierungen“ (Leon Brandt).

Der Roman über Tewje, heute wohl das bekannteste Werk von Scholem Alejchem, entstand zwischen 1894 und 1916 und diente später dem amerikanischen Dramatiker Joseph Stein (1912-2010) als Vorlage für das Musical „Fiddler on the Roof“ (1964, Der Fiedler auf dem

Dach, bzw. deutsch „Anatevka“) und 1972 zum gleichnamigen Film. Für sein Musical erhielt Joseph Stein zwei Mal den seit 1947 jährlich vergebenen Tony Award, den wichtigsten amerikanischen Theater- und Musicalpreis. Diesen Erfolg von „Tewje“ konnte Scholem Alejchem nicht mehr erleben; er war bereits 48 Jahre vorher, am 16. Mai 1916, in New York an Tuberkulose gestorben. Nach seinem jiddischen Debüt – seine erste Novelle „Zweje schtejner“ (Zwei Grabsteine) erschien in der St. Petersburger Wochenzeitung „Dos Jiddische Folksblat“ und erzählt vom „Erlebnis seiner Liebe zu Olga“, wobei jedoch die fiktive Handlung tragisch endet – veröffentlichte Scholem Alejchem über fünfzig Romane und Dramen, von denen ein Teil inzwischen in 60 Sprachen übersetzt wurde. Zu einigen Büchern schuf der bekannte Maler, Bildhauer und Grafiker Anatoli Lwowitsch Kaplan (1902-1980), ausdrucksvolle Illustrationen. Die Gesamtausgaben seines Oeuvres – darunter auch Kinderbücher und ein „Wörterbuch jiddischer Flüche“ – erschienen 1909-1919 in Warschau und Wilna (16 Bände) und als „Folksfond Ojsgabe“, 1917-1925, in New York (28 Bände). Seit 1964 gibt es in Tel Aviv ein Scholem Alejchem-Museum, wo über 300 Erinnerungsstücke aus dem Besitz des Schriftstellers sowie zahlreiche Manuskripte und Briefe zu sehen sind, die aus New York hingebraucht wurden. 2009 wurde in Kiew das „Museum Scholom-Alejchema“ mit über 500 Exponaten eröffnet, wo ausser Handschriften, seltenen Büchern, Kunstwerken, Ritualgegenständen auch Matzewot (Grabsteine) ausgestellt sind.

Betrachtet man heute Scholem Alejchems reiches literarisches Schaffen – von seinem ersten Roman „Natascha“, 1884, bis zur Dramatisierung seines Romans „Der blutiker schpas“ (Der blutige Spass), 1914, unter dem Titel „Schwer zu sajn a jid“ (Es ist schwer, Jude zu sein) – so steht inzwischen das Musical „Fiddler on the Roof“ an erster Stelle, nachdem es 1965 bald auf den Bühnen der ganzen Welt gespielt und allein am Broadway in New York über 3000mal aufgeführt wurde. In Deutschland fand die Erstaufführung in Hamburg im Februar 1968 unter dem Titel „Anatevka“ statt. Damit im Zusammenhang erinnert man sich auch immer wieder an den unvergesslichen litauisch-israelischen Schauspieler und Sänger Schmuël Rodensky (1904-1989) in der Hauptrolle des Milchmannes Tewje. Es wurde „ein Welterfolg aus einer Welt, die nie Erfolg hatte und nur Verfolgung kannte“, schrieb 1981 Leon Brandt in seinem Bildband „Abschied von Tewjes Welt“.

Doch das bleibende Verdienst von Scholem Alejchem ist, dass er als aufmerksamer, kritischer und einfühlsamer Beobachter, gleichzeitig aber auch als feinsinniger Humorist und Satiriker, wie kein anderer die Welt der Ostjuden in Russland und in den historischen Siedlungsgebieten entlang der Flüsse Trubisch und Dnepr, bis nach Galizien, Wolhynien, Podolien und Lodomerien, so geschildert hat, dass sie für kommende Generationen unvergesslich blieb. Und wenn auch seine Bücher „manchmal ungelesen nur im Regal standen“, wurden sie trotzdem zu „einer Art Talisman der Jüdischkeit“, wie später der Filmregisseur Joseph Dorman feststellte. Denn sie führen uns immer von neuem in eine Welt, in der Scholem Alejchem seelisch und geistig beheimatet war – auch als er längst weit weg von ihr leben musste. Und da er Jiddisch schrieb, schuf er in seiner Sprache ein wortreiches Mahnmal und wurde so zu einer der wichtigsten literarischen Stimmen des östlichen Judentums.

In ständiger Angst, von der Gestapo überrascht zu werden, verbrannten sie schliesslich jene Papiere und Bücher, die verdächtig erscheinen konnten.

Der Kampf um die Wohnung

Und weiter schreibt sie wörtlich:

„Nun begannen wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln um die Wohnung zu kämpfen. Erstens versuchten wir die Kündigung rückgängig zu machen, was natürlich ergebnislos blieb. Zweitens schrieb und überreichte Mama Gesuche um Zuweisung einer Ersatzwohnung, wobei sie (späteren Verhältnissen entsprechend!) knapp dem KZ entging. Es blieb bei einem scharfen Verweis, den man ihr wegen ihres Ausspruches erteilte, es liege bestimmt nicht in den Intentionen Hitlers, einen alten Mann an seinem Lebensabend zu entwurzeln. Über die wahren Intentionen Hitlers in ihren grausamsten Auswirkungen wurden wir alle später in der erschütterndsten Weise belehrt. Damals hiess es nur, Mama dürfe sich kein Recht anmassen, über die Intentionen Hitlers zu urteilen. Also waren auch diese Bemühungen fruchtlos geblieben. Nun versuchten wir ein Drittes: Wir gingen auf eigene Faust auf Wohnungssuche. War das ein trauriges Beginnen! Nicht nur wegen seiner Ergebnislosigkeit infolge des einseitigen arischen Verhältnisses, sondern wegen des vielen Elends, das sich da offenbarte. Wurden doch damals sehr viele Juden ausgewiesen oder sie bereiteten sich zur Flucht vor.“

So wurde die Familie schliesslich wegen der erfolglosen Wohnungssuche auseinandergerissen.

Für den Vater

„schien es am günstigsten, nach Wien zu gehen, wo er seit seiner Studienzeit bis nach der Pensionierung gelebt hatte, wo er viele Freunde, Gesinnungs- und Glaubensgenossen hatte, wo er ein Menschenalter hindurch gemeinnützig gewirkt hatte, sowohl als Gründer der Krankenkasse für Advokats- und Notariatsangestellte wie auch als langjähriger Bezirksrat des XVII. Wiener Gemeindebezirkes, der für jeden Hilfesuchenden Trost fand, wo er also, wie wir hofften, einerseits gekannt und geehrt, andererseits untertauchend in der Masse, einigermassen in Ruhe diese Zeit abwarten könnte.“

Schwierig war die Situation auch für die Mutter. Gemeinsam mit ihrem Mann wohnen konnte sie nicht, weil die Tochter sonst nicht einmal auf Besuch hätte kommen dürfen, bei der Tochter wohnen konnte sie nicht, weil der Vater sie nicht besuchen durfte. Immer stand ja die Lehrerstelle der Tochter, das bis dahin noch einzig Sichere, auf dem Spiel.

Pelikan weiter:

„So fanden wir für Papa eine Unterkunft in einer Pension in Wien. Ein, zwei Wochen vor dem endgültigen Auszug übersiedelte Papa dorthin. Wir zogen innerhalb von sieben Jahren das vierte Mal um! Eine treue Bedienerin hatten wir, die handwagerweise „Schätze von Haus- und Küchengerät“ nach Hause führte. Unsere Bekannten hatten freie Wahl unter einem

Grossteil unserer Bücher, weil wir nicht alle mitnehmen konnten, ein Abgesandter des Gefangenenhauses fuhr dreimal mit dem Motorrad hin und her und holte jedes Mal einen grossen Rucksack für die Gefangenenbücherei. Die meisten Schwierigkeiten aber hatten wir mit unserem Moses, einer fast lebensgrossen Kopie des Moses von Michelangelo, der immer unser Bibliothekszimmer geziert hatte, bei allen unseren Übersiedlungen aber eine furchtbare Belastung bedeutete. Einen Tag lang stand Mama mit dem Klerus der Stadt Graz in telefonischer Verbindung, von dem sich wohl alle dafür interessierten, aber doch keiner den Mut aufbrachte, ein derart „semitisches Werk“ gerade jetzt anzukaufen. Zum Schluss stellte ihn Mama dem Landesmuseum Joanneum zur Verfügung, das eine Kommission zur Begutachtung entsandte und ihn abholen liess. Wir mussten froh sein, unseren alten Freund herschenken zu dürfen.“

So landete die Moses-Statue im Depot des Grazer Joanneums, wo sie noch heute steht, offenbar ohne Vermerk der Herkunft. Schliesslich schreibt Pelikan von einer weiteren Aufregung: dass ihre Mutter von der Gendarmerie angerufen wurde, um sie in die Wachstube zu bestellen. Dort wurde ihr mitgeteilt,

„dass aller Schmuck und alle Wertpapiere, die sie während ihrer 22-jährigen Ehe von ihrem Mann erhalten habe, beschlagnahmt und verfallen sei.“

Wie ging es nun weiter? Die Eltern wohnten getrennt in Wien, die Tochter wurde in die eben vom Deutschen Reich besetzte und angegliederte Untersteiermark strafversetzt. Bevor dann Pelikan auf die weiteren Ereignisse im Zusammenhang mit ihrem Stiefvater zu sprechen kommt, erzählt sie von antisemitischen Erlebnissen, die ihre Familie schon in den 1920er, 30er Jahren zu verkraften hatte. Dann setzt sie fort:

„All diese gehässigen Verfolgungen wirkten sich in der Provinz immer viel mehr aus, dachten wir uns und hofften daher für Papa, als wir unsere Wohnung verloren, in Wien auf ein ruhigeres Leben. Zuerst wohnte er in einer Pension, dann in möblierten Zimmern, musste aber sehr oft wechseln, weil ja auch die jüdischen Hauptmieter immer wieder gekündigt wurden und immer mehr in einem Stadtteil zusammen getrieben wurden. Der Wohnraum des Einzelnen wurde immer kleiner bemessen. Zum Schluss wohnte Papa mit zwei ihm Fremden in einem kleinen Kabinett. Jede Wohnungstür war mit dem Judenstern versehen. Die Stunden, in denen die Juden (nur mit Stern natürlich!) ausgehen durften, waren ebenso vorgeschrieben wie die Postschalterstunden und die Einkaufszeiten, wie die Bänke in den Parkanlagen, die Tische in den Gast- und Kaffeehäusern und der Stehplatz in der Strassenbahn. Später hörte sich auch das auf; man verbot einfach überhaupt den Besuch von Gaststätten und die Benützung der Strassenbahn. Starb ein Glaubensgenosse, so konnten nicht einmal seine nächsten Angehörigen zum Leichenbegräbnis gehen, weil sie nicht imstande gewesen wären, bei den für sie besonders gekürzten Lebensmittelrationen den drei Stunden weiten Weg zum Zentralfriedhof hin und zurück zu gehen.“

Bild vertreten. Trotz dieser Erfolge war an eine geregelte Ausbildung an der Akademie in Wien nicht zu denken – die Männerbastion erwies sich für Frauen (noch) als uneinnehmbar, sodass sich Tina Blau in Privatstunden weiterbildete und -entwickelte. Die Tatsache, dass sie ihr der Hochschulbesuch verwehrt wurde, sollte sie aber weiterhin begleiten und mündete in späteren Jahren zu einer diesbezüglichen Initiative der Künstlerin.

1869 konfrontierte sich die junge Malerin im Zuge der „Ersten Internationalen Kunstausstellung“ im Münchner Glaspalast mit den aktuellen Strömungen der Malerei Frankreichs, der „paysage intime“ und dem „Réalisme der Schule von Barbizon“. Für die nächsten fünf Jahre setzte sie ihre Studien in München bei Wilhelm Lindenschmidt an der „Kunstschule für Mädchen“ – später „Damen-Akademie“ – fort, wobei sie sich hier auf eine Empfehlung des Wiener Porträtmalers Joseph Matthäus Aigner verlassen konnte. Im Haus Lindenschmidts hatte sie sogar ein Atelier für Aktzeichnungen gemietet.

Unterbrochen und zugleich vertieft wurde die Ausbildung durch zahlreiche arbeitsintensive Reisen inner- und ausserhalb der Monarchie. Auf diesen Studienaufenthalten lernte sie Zeitgenossen wie Eduard Charlemont kennen, Franz Rumpler, Eugen Jettel und vor allem den drei Jahre älteren Emil Jakob Schindler, mit dem sie seit 1866 eine lose Bekanntschaft verband.

Privater und künstlerischer

„Lebensmensch“ Emil Jakob Schindler

1872 kam es zwischen den beiden zu einer Liaison. Im Folgejahr beteiligte sich Blau an der Wiener Weltausstellung (Donauregulierung), und es kam zu einem ersten, formenden Aufenthalt in Szolnok, einem Schaffungsort und Zentrum der „plein air“-Malerei in der ungarischen Tiefebene an der Theiss. 1875 ging das Malerpaar Blau und Schindler eine Ateliergemeinschaft ein, kurze Zeit später wurde zusätzlich zum Stadtatelier in der Mayerhofgasse auf der Wieden ein weiteres im Prater im ehema-

ligen „Pavillon des Amateurs“ der Weltausstellung von 1873 angemietet. Immer wieder unternahm sie Studienreisen unter anderem nach Holland, Ungarn oder Italien, die sich belebend auf ihre Farbpalette und Verständnis des Lichts auswirk-

ten. Sie besuchte auch die „Wallfahrtsstätten“ der Pleinairisten in Barbizon und Fontainebleau in der Île-de-France. Parallel dazu begann sich finanzieller Erfolg einzustellen, nicht zuletzt auf Grund der Förderung durch den im Wiener Kunstbetrieb einflussreichen Hans Makart. Die Atelier- und Lebensgemeinschaft mit Emil Jakob Schindler dauerte bis 1879.

Tina Blau war mittlerweile wirtschaftlich vollkommen unabhängig. Sie hatte nach dem Tod ihrer Eltern geerbt und konnte ihre Arbeiten auch recht gut im Kunstmarkt platzieren.

1883 erhielt Tina Blau die „mention honorable“ für ihr monumentales Gemälde „Frühling im Prater“ im Pariser Salon. Im selben Jahr heiratete sie nach Übertritt von der „mosaischen Konfession“ in die evangelische Kirche ihren Kollegen Heinrich Lang.

Der Tier- und Schlachtenmaler hatte die Münchner Akademie absolviert und sich in der Veterinärsschule und den Gestüten der Fürsten von Thurn und Taxis auf Pferdemaalerei spezialisiert, was ihm breite Anerkennung, den Professorentitel und eine durchaus belastbare Freundschaft zum Prinzregenten Luitpold von Bayern eingebracht hatte. Die bayrische Landeshauptstadt wurde somit wieder Tinas Hauptwohnsitz, wo sie an der Damena-

kademie des Münchner Künstlerinnenvereins die Fächer Landschaft und Stillleben unterrichtete. Die Sommermonate arbeitete sie aber nach wie vor in ihrem Prateratelier sowie auf Reisen und in der freien Natur. 1890 veranstaltete sie eine Ausstellung im Münchner Kunstverein, bei der sie 60 Werke zeigen konnte. Die anhaltenden Erfolge ermöglichten es ihr, auch an den prestigeträchtigen Weltausstellungen 1889 (Paris) und 1892 (Chicago) teilzunehmen. Nach dem Tod ihres Gatten unternahm sie Reisen nach Holland und Italien und kehrte dann, nach



„Sommertag im Prater“, Öl / Leinwand, entstanden im Todesjahr der Künstlerin 1916. Charakteristisch sind dabei die aufgelöste Malstruktur, der teilweise pastose Farbauftrag sowie ein auf Grün-Blaugrau-Kontraste abgestimmtes Kolorit. Dorotheum Wien.



„Studie aus Perchtoldsdorf“, Lithographie nach farbiger Kreidezeichnung, entstanden 1895 / 96.

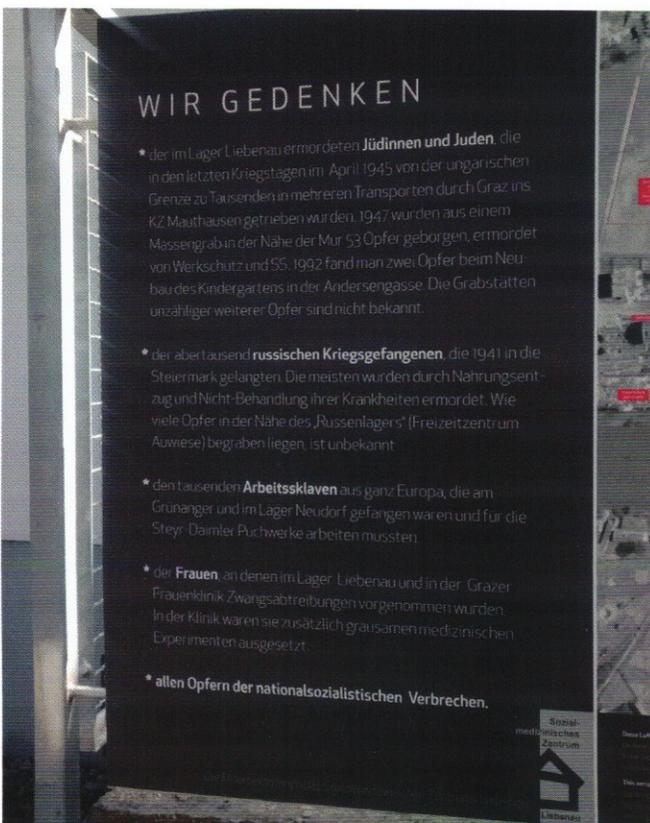
Im Gedenken

Ungarisch-jüdische Opfer im Lager Liebenau 1945

Manfred OSWALD, Oberst i.R.

Am 9. April 2016 fand in Graz Liebenau eine Gedenkveranstaltung des SMZ Liebenau (Sozialmedizinisches Zentrum Liebenau) statt. In diesem Zentrum wurde unter der Leitung von MR. Dr. Rainer Possert in der Andersen Gasse 32 -34 eine dreisprachige Gedenktafel enthüllt. Die Gedenktafel, welche den ungarischen jüdischen Opfern des Lager Liebenau im Jahre 1945 gewidmet ist, zeigt das von den NS-Verbrechen betroffene Lagerareal mit seinen nunmehr wissenschaftlich ausgewiesenen Verdachtsflächen. Im Anschluss fand ein Gedenkkonzert mit Paul Gulda, Cembalo in der Kirche der Pfarre Graz - Süd statt.

Alle Abbildungen: M. Oswald Mit freundlicher Genehmigung.



bezahlte Anzeige

bezahlte Anzeige



LAbg u. GR Barbara Novak

Bezirksparteivorsitzende der SPÖ Döbling

wünscht allen Leserinnen und Lesern und der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen und erholsamen Sommer.

Karlheinz Hora
Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes

**wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern
einen schönen Sommer!**



Sprechstunden gegen telefonische Voranmeldung
Bezirksvorsteherung Leopoldstadt

Tel.: +43-1-4000-02111

oder E-Mail: post@bv02.wien.gv.at

am 3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr

in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und

jeden 1. Mittwoch im Monat, 17 – 18 Uhr

in 1020 Wien, Praterstern 1

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
LINZ**

**wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
einen schönen Sommerurlaub**

Mag. Tina Walzer

und Familie

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
einen schönen und
erholsamen Sommer*



**HOTEL STEFANIE
WIEN**

1020 Wien, Taborstrasse 12
Tel: +43 1 21150-0
stefanie@schick-hotels.com
www.schick-hotels.com



Über 400 Jahre Tradition im ältesten 4-Sterne-Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt, präsentieren sich
111 Zimmer, Tagungsräume sowie das Restaurant als
gelungene Mischung aus Alt und Neu.
Auf Wunsch reservieren wir für Sie gerne koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen einen erholsamen Sommer!**

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Biberstrasse 5
Telefon: +43 1/533 33 30-13
Fax: +43 1/532 84 83
E-Mail: office@lansky.at

wünschen allen Freunden, Bekannten
und Klienten in Wien und im Ausland
einen schönen und erholsamen
Sommer.



*Die Gewerkschaft
Öffentlicher Dienst
wünscht allen Leserinnen
und Lesern einen schönen
Sommer!*



www.goed.at





LAND
OBERÖSTERREICH

Kulturland OÖ - Nützen Sie das Angebot!

- Linzer MUSIKTHEATER AM VOLKSGARTEN als Bühne des 21. Jahrhunderts für Oper, Operette, Musical und Ballett
- OÖ LANDESMUSEUM als Universalmuseum für Natur, Kultur und Kunst
- OÖ KULTURQUARTIER – Landeskulturzentrum Ursulinenhof, Kunstsammlung und Offenes Kulturhaus – als internationales Kunst- und Festivalzentrum
- Neues Universitätsgebäude für die ANTON BRUCKNER PRIVATUNIVERSITÄT als Ausbildungsstätte für Musik, Schauspiel und Tanz
- OÖ LANDESBIBLIOTHEK – alles rund ums Lesen, ein zeitgemäßer Dienstleister für Studium und Praxis

Bezahlte Anzeige

WWW.LAND-OBEROESTERREICH.GV.AT



DANK DIR
hat Österreich Zukunft.

Machen wir Österreich zum familienfreundlichsten Land Europas, in dem Partnerschaftlichkeit und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine Selbstverständlichkeit sind. Wir unterstützen dabei mit:

- » FAMILIENBEIHLFE
- » KINDERBETREUUNGSGELD
- » AUSBAU KINDERBETREUUNG
- » GRATISKINDERGARTENJAHR FÜR FÜNFJÄHRIGE

Umfassende Informationen zu Familienleistungen und Services unter www.bmfj.gv.at

bmfj BUNDESMINISTERIUM FÜR
FAMILIEN UND JUGEND

bezahlte Anzeige

Arbeit für den Frieden

österreichisches schwarzes kreuz

...„wünscht allen Lesern des DAVID eine erholsame Urlaubszeit“ ...

Kriegsgräberfürsorge
in Zusammenarbeit mit dem
BM.I

now und Maximilian Woloschin richtete. Sowohl Iwanow (1866 bis 1949) als auch Woloschin (1877 bis 1932) waren stark vom Symbolismus geprägt und beeinflussten den jungen Mandelstam. Während des russischen Bürgerkriegs (1918-1921) setzte sich Woloschin für Mandelstam ein, der von den „Weissen“ als angeblicher bolschewistischer Spion verhaftet wurde und um sein Leben fürchten musste. Mandelstam wurde freigelassen. Der in Heidelberg lebende Schriftsteller Ralph Dutli (geboren 1954) übersetzte die Gedichte mit Feinfühligkeit: „Ralph Dutli übersetzt und deutet Ossip Mandelstams Jugendgedichte aufregend neu. Wenn der 1891 in Warschau als Kind einer jüdischen Familie geborene und 1938 in einem sibirischen Arbeitslager unter unklaren Umständen ums Leben gekommene Ossip Mandelstam heute in Deutschland als einer der grössten russischen Lyriker gilt, dann verdankt sich das dem Wirken von Ralph Dutli.“¹ Über der Lektüre schwebt das Wissen um Mandelstams tragisches Schicksal. Kurz vor seinem achtundvierzigsten Geburtstag starb er am 27. September 1938 in einem Durchgangslager des Gulag bei Wladiwostok, unterwegs zu fünf Jahren Arbeitslager. „Dabei darf das Wichtigste nicht vergessen werden: Mandelstam ist jenseits seiner tragischen Lebensumstände einer der bedeutendsten Vertreter der Weltpoesie.“ (Ralph Dutli)

Monika Kaczek

¹ Andreas Platthaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11. Februar 2016



Bernhard Gitschtaler (Hg.): Ausgelöschte Namen. Die Opfer des Nationalsozialismus im und aus dem Gailtal

Salzburg: Otto Müller Verlag 2015

383 Seiten, gebunden

Euro 27,00

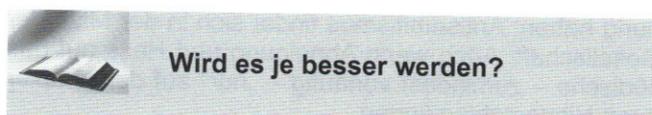
ISBN: 978-3-7013-1234-4

Auch als eBook erhältlich (Euro 21,99)

Die Autorinnen und Autoren rund um den Kärntner Politikwissenschaftler Bernhard Gitschtaler erzählen die Geschichte einer Kärntner Region, dem Gailtal, und den Umgang mit der eigenen Vergangenheit – aufgearbeitet in über 200 Biographien von NS-Opfern und deren Angehörigen. Der sorgfältigen Recherche verpflichtet, bringen Interviews und Biographien den LeserInnen diese Welt ein Stückchen näher. Interessant und aufschlussreich wird ein Einblick in die traurigen Geschichten einzelner Familien gewährt. In einer dreijährigen Forschungsarbeit konnte das Team um Bernhard Gitschtaler die Biographien von Familien im Gailtal rekonstruieren. Den vergessenen Opfern wurde anlässlich des Gedenkjahres 2015 eine Stimme gegeben, und es gelingt den AutorInnen, die LeserInnen mit auf eine Reise in die Vergangenheit dieser Region zu nehmen. Die Intention des Sammelbands ist eine mögliche Vision des „am Bildschirmbleibens“ und nicht der moralische Fingerzeig, wie der Herausgeber selbst betont. Besonders hervorzuheben ist der Aufbau des Buches, welches nach den Kapiteln mit Literaturangaben und Quellenangaben sowie Biographien versehen ist. Die inhaltliche Gliederung ergibt sich zwar nicht auf den ersten Blick, die Ausführung sowie der Aufbau sind

jedoch klar und verständlich. Die zusammengetragenen Dokumentationen gliedern sich mit einem kurzen Abriss zur Thematik, was den Zugang vereinfacht, um dann anschliessend in die Lebensgeschichten einzelner Personen einzutauchen. Es wird hier nicht versucht zu urteilen, sondern Prozesse zu beschreiben. Klar treten die unglücklichen Verkettungen, die bewusste Ignoranz bis zur Obrigkeitshörigkeit, sowie die individuellen Überzeugungen zutage. Ergänzt wird dieses Werk durch einen historischen Abriss, welcher die Hintergründe und den nötigen Einblick in die Entwicklungen und Abläufe gibt. Als Erklärung für die starke Ausprägung des Antisemitismus wird die Propagandastrategie der Nationalsozialisten genannt, welche auf eine Kombination verschiedener Feindbilder abzielte und, im Fall von Kärnten, insbesondere dem Gailtal, von Erfolg gekrönt war. Es gibt kaum Untersuchungen, welche die Widerstandsformen gegen das NS-Regime im Gailtal wissenschaftlich konzeptualisiert zugänglich machen. Formen des Widerstands, sowie die Partisanenaktivitäten und Widerstandsaktionen werden skizziert und mit Beispielen einzelner dokumentiert. Bernhard Gitschtaler gibt hiermit denjenigen Personen einen Namen, einen Ort und rückt sie ein wenig in den Fokus der Aufmerksamkeit. Erschütternd ist jede einzelne Geschichte. Die Opfer werden durch ihre eigenen erzählten Familiengeschichten allgemeinverständlich dargestellt, um ein angemessenes „Nicht Vergessen“ zu schaffen. Die überwiegenden Opferberichte enden in einem Konzentrationslager, dem Symbol der Unmenschlichkeit des Nationalsozialismus, weswegen der Herausgeber einen Einblick zu gewähren versucht und auf eine ausführliche Literaturliste am Ende seines Werkes verweist. Der Autor versteht es eine besondere, wichtige Thematik des „Nicht Vergessens“ in unsere heutige Zeit zu spannen. Er thematisiert eindringliche Fragen, wie Konsequenzen und Aufarbeitung der NS-Verbrechen, indem er den Blick auf diese Region in Kärnten wendet und die Geschichte ihrer EinwohnerInnen erzählt, um nicht in Vergessenheit zu geraten.

Christian Kropfisch



Miriam Magall: Noch einmal: Gegen Apion! Der neue kulturelle Antisemitismus aus der Mitte der Gesellschaft.

Lich/Hessen: Edition AV 2015

312 Seiten, Euro 18,00

ISBN 978-3-86841-110-2

Knapp siebzig Jahre ist es her, dass die Gaskammern geschlossen, die letzten Herde kalt wurden. Für immer, dachte man damals wohl allgemein. Nie wieder Verfolgung! Nie wieder Mord an Juden.

Doch es dauerte keine siebzig Jahre, bis er wieder allgegenwärtig war: der Hass auf Juden bzw. – in neuem Gewand – auf Israel und die Israelis. Ein Philosoph will aufrechnen, die einen Opfer gegen die anderen. Ein Schriftsteller will einen Schlussstrich ziehen: Genug! Das fordern beide und nicht nur sie. Womit genug? Genug des Gedenkens. Genug der Vorwürfe. Man wird doch wohl noch sagen dürfen, was man denkt. Und sie tun es: laut und unüberhörbar.

Man überschlägt sich vor lauter Eifer: Die Juden haben

und Nazismus, sowohl ideologisch als auch in Taten, eine Zusammenarbeit von Zionisten mit den Nazis. Es fehlen auch nicht Argumente, die die Schoah rechtfertigen. Diese bedauern, dass die „Aufgabe“ nicht vollendet wurde. Nur wenige im arabischen Raum berichten über die Schoah und werten sie als das was sie war. Auch diese kommen hier zu Wort.

Keine leichte Literatur, aber äusserst lehrreich.

Tirza Lemberger

1 Anmerkung der Lektorin: siehe <http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/das-haavara-abkommen/>



Im Berliner Schmattes-Business

Uwe Westphal: Ehrenfried & Cohn.
Berlin: Lichtig-Verlag 2015.
182 Seiten, Euro 18,00
ISBN: 978-3-929905-33-5

Es gibt eine ganze Reihe von Untersuchungen über die sogenannte Arisierung jüdischen Vermögens. Explizit befasst sich etwa Wolfgang Mönninghoff in *Enteignung der Juden* (2001) mit der Thematik. Akribisch verfolgt er die Geschichte der Enteignung nach, vom April-Boykott bis zur Nachkriegszeit, so etwa im letzten Kapitel mit dem Titel: *Der Führer ging – die Nazis bleiben*. Eine umfangreiche Bibliografie listet andere wissenschaftliche Titel auf. Der vorliegende (Margarete Feldmann gewidmete) historische Roman über den Konfektionär Ehrenfried und seinen Kompagnon Cohn zeigt, wie ein jüdischer Unternehmer diese Entwicklung am eigenen Leib erfährt.

Kurt Ehrenfrieds Vater kommt aus Posen nach Berlin und beginnt mit einem bescheidenen Geschäft, sein Sohn will allerdings höher hinaus. Zusammen mit seinem Kompagnon Cohn betreibt er in der Mohrenstrasse 24 am Hausvogteiplatz in Berlin, dem Zentrum jüdischer Konfektionäre, ein überaus erfolgreiches Konfektionsgeschäft: Er produziert rund 20.000 Kleidungsstücke im Monat, die in alle Welt exportiert werden. Doch ab April 1933 wird Stimmung gegen Juden gemacht. Die Zeitungen hetzen: *Deutsche Mode ohne Juden!* Ehrenfrieds Zwischenmeister, unentbehrlich für die Produktion, erpressen ihn, sodass er ihnen eine Gewinnbeteiligung versprechen muss. Nur der dritte Zwischenmeister, ein frommer Jude namens Landauer, verlässt lieber rechtzeitig Berlin und emigriert nach England. Für Ehrenfried kommt das – vorläufig – nicht in Frage. Er bewohnt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern ein Haus mit sieben Zimmern in der Bleibtreustrasse, man hat sich eingerichtet. Kurts Vater ist noch ganz der fromme Jude aus dem Shtetl, davon will er selbst, der, wenn überhaupt, nur an hohen Feiertagen in die Reformsynagoge geht, nichts wissen. Dann geht alles sehr schnell. Nach einer misslungenen Modenschau in Paris wandert der homosexuelle Cohn direkt nach Palästina aus. Ehrenfried kehrt allein nach Berlin zurück und unterzeichnet gezwungenermassen einen Verkaufsvertrag, der ihm immerhin noch 40 Prozent des eigentlichen Vermögenswertes einbringt. 1936 trifft er in England ein, wird aber kurz darauf als feindlicher Ausländer interniert. Seine Familie lebt unterdessen von 25 Prozent des Vermögenswertes, die ihm statt der zugesicherten 40 überwiesen worden sind.

Als Ehrenfried nach 1945 in Berlin eintrifft, um seinen Besitz zurückzufordern, speist ihn Bartlet, der das Un-

ternehmen übernommen hat, mit gerade einmal 9.000 Mark ab, aus reiner Kulanz, wie ihm bedeutet wird. Das Unternehmen am Hausvogteiplatz liegt unzugänglich im Berliner Osten.

Ein trauriges, überzeugendes Zeitdokument: Westphal streut immer wieder Daten und wichtige Ereignisse in die Erzählung ein, sodass der Roman ein authentisches Bild jener Zeit von 1933 bis 1945 geben kann.

Miriam Magall



Lieber tot sein als Verräter! Von einem deutschen Schauspieler und seiner jüdischen Frau

Carsten Ramm (Hg.): Es wird schon nicht so schlimm!
Mit einem Nachwort von Rolf Aurich und Wolfgang Jacobsen.

Berlin: Verbrecher Verlag 2014
120 Seiten, 4 s/w-Abbildungen
Euro 12,00 [D]
ISBN 978-3-95732-063-6

Carsten Ramm, der Herausgeber dieses schmalen Bandes, ist ganz zufällig auf das Schicksal des deutschen Schauspielers Joachim Gottschalk und seiner jüdischen Frau Meta gestossen, nämlich als er zu Klaus Manns Roman *Mephisto* und seiner Dramatisierung durch Ariane Mnouchkine im Jahr 1979 recherchierte. Einer dieser Künstler, denen Mnouchkine ein Denkmal setzen wollte, ist eben Joachim Gottschalk. Ramm stösst schliesslich auf den DEFA-Film *Ehe im Schatten*, den Kurt Maetzig 1947 nach einer Novelle von Hans Schweikart gedreht hat. Die Novelle *Es wird schon nicht so schlimm!* blieb unveröffentlicht. Ramm's Engagement ist es zu danken, dass der Text nun doch erscheinen konnte. 1933: Sie sind jung, verweilen in einem kleinen Hotel in den Bergen in der Nähe von München, gehen spazieren und unterhalten sich über das Theater: die drei Schauspieler Gregor Maurer, Kurt Bechstein und Lilli Hollmann. In der letzten Woche des Aufenthalts schliesst sich ihnen Dr. Heinz Bluhm an, fröhlicher Rheinländer und Jurist. Lilli verliebt sich in ihn. Dennoch heiratet sie später Gregor. Die beiden haben einen Sohn. Vor Beginn der neuen Saison wird das künstlerische Personal auf die neue politische Lage eingestimmt: Für „Nichtarier“ wie Kurt und Lilli ist kein Platz mehr im Ensemble. Kurt geht aus diesem Grund nach Wien. Gregor dagegen steigt zum gefragten Schauspieler auf. Man legt ihm nahe, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Gregor folgt dem Rat nicht. Als der Krieg beginnt, wird Gregor eingezogen. Kurt ist flüchtig und findet Unterschlupf bei Lilli. Knapp entgeht er der Gestapo. Gregor wird aus dem Militär entlassen, gilt aber als „arbeitsverwendungsfähig“. Er darf beim Theater arbeiten. Heinz Bluhm, inzwischen Regierungsrat in der Kulturkammer, bestellt ihn zu sich. Der Druck auf ihn wird schliesslich so gross, dass er Selbstmord begeht, Frau und Kind nimmt er mit ins Grab. Der Autor Hans Schweikart war mit dem Schauspieler Joachim Gottschalk und dessen jüdischer Frau Meta befreundet. 1941 beging das Ehepaar gemeinsam mit ihrem Sohn Michael Selbstmord. Die Mutter von Regisseur Maetzig war ebenfalls Jüdin, auch sie beging Selbstmord. Angesichts der immer zahlreicher werdenden Bücher und Filme, in denen Täter zu Opfern stilisiert werden, sei diesem Band grosse Beachtung gewünscht.

Miriam Magall

Kinderbewahranstalt zu eröffnen. Das nach Simon Edlen von Lämel genannte Gebäude steht bis heute in Jerusalem. Frankl brachte aus Jerusalem zwei Schlusssteine für den Leopoldstädter Tempel und für die Votivkirche nach Wien mit und publizierte eine Reisebeschreibung über das Heilige Land. Ab 1868 engagierte er sich mit zahlreichen anderen Autoren für ein Schillerdenkmal in Wien, das 1876 enthüllt werden konnte. 1872 gründete er mithilfe von Jonas von Königswarter das Israelitische Blindeninstitut auf der Hohen Warte. Im Foyer des von Wilhelm Stiassny errichteten Gebäudes, in dem heute eine Polizeistation untergebracht ist, befindet sich eine Büste von Frankl. Das Buch beschreibt Frankls vielfältiges Engagement; weiters werden seine Genealogie, seine Rolle in der Revolution von 1848, Vertonungen seiner Gedichte und die Frauen in seiner Familie thematisiert.

Evelyn Adunka

Leserbrief

Lieber Herr Regierungsrat Beresin,

Vielen Dank für die neue David-Ausgabe. Bitte erlauben Sie mir die Richtigstellung einer Bemerkung im Artikel zu Heinrich Heines 160stem Geburtstag. Ich habe am 9. April in Paris im Théâtre des Abbesses (Montmartre) einen Liederabend mit dem Titel „Hommage à Heine“ begleitet (ausschliesslich Heine-Vertonungen, von Clara und Robert Schumann, Schubert, Brahms und Liszt) und war am darauffolgenden Tag Heine auf dem Friedhof besuchen. – Und der liegt nicht, wie im Artikel

behauptet, in der jüdischen Abteilung, sondern in Block 27 neben Jean Baptiste Greuze und André Jolivet!

Sein Grab ziert ausserdem ein Gedicht in deutscher Sprache – das dürfte auf dem Friedhof Montmartre einmalig sein:

WERD ICH WO IN EINER WÜSTE
VERSCHARRT VON FREMDER HAND?
ODER RUH ICH AN DER KÜSTE
EINES MEERES IN DEM SAND?

Mit herzlichen Grüssen, Ihre Barbara Moser

**Sehr geehrte Frau Doktorin Moser,
Vielen Dank für Ihren interessanten Hinweis.**

Die DAVID-Redaktion erlaubt sich dazu anzumerken: Beim Pariser Friedhof Montmartre handelt es sich um einen Kommunalfriedhof, der daher schon von seiner laizistischen Organisationsform her prinzipiell keine konfessionellen Abteilungen eingeplant hatte. Dennoch liessen sich jüdische Familien bevorzugt in einem bestimmten Bereich des Gesamtareals bestatten, indem somit zum überwiegenden Teil Grabmonumente von Personen mit jüdischem Kontext zu finden sind. Daher erscheint es sinnvoll, von einer „jüdischen Abteilung“ zu sprechen, selbst wenn es sich dabei im engeren Sinne um keine religiöse Anlage handelt. Heine wurde tatsächlich in diesem konfessionellen Kontext, in unmittelbarer Nachbarschaft zu den bekanntesten jüdischen Familien der Stadt bestattet.

**Mit freundlichen Grüssen,
Ilan Beresin**



Liebe Leserinnen und Leser,

Im Mittelpunkt dieser Ausgabe des DAVID steht das 500-jährige Jubiläum des jüdischen Ghettos in Venedig. Diesem bedeutenden Ereignis wird mit einer Reihe von Veranstaltungen überall in Europa gedacht.

Auch wenn Venedig vor einem halben Jahrtausend eine vergleichsweise weltoffene und tolerante Stadt war, wurden dennoch die Menschen jüdischen Glaubens diskriminiert. Leben in einem Ghetto bedeutet Diskriminierung, die Ghettos waren jahrhundertlang gemauerte Abschottung und sichtbares Zeichen dafür, dass ein Zusammenleben nicht gewünscht und nicht erlaubt war. Es gibt heute keine Ghettos mehr, aber das Thema Diskriminierung ist heute noch allgegenwärtig.

Fünfhundert Jahre nach Gründung des Ghettos in Venedig werden immer noch Menschen aufgrund von Religion, Hautfarbe oder politischer Anschauung diskriminiert. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus existieren überall auf der Welt, auf allen Kontinenten; in vielen Städten Europas demonstrierten Menschen gegen die Flüchtlinge, die vor Bürgerkrieg und Gewalt aus ihrer Heimat flüchteten. In arabischen Ländern werden Mädchen und Frauen diskriminiert, in Westafrika werden Menschen aufgrund ihrer Religion gefoltert und ermordet. Dagegen zu kämpfen ist Aufgabe von uns allen.

Ihre

PRÄSENTIEREN SIE SICH
IM BESTEN **LICHT!**

EFFIZIENTE
LED-LÖSUNGEN VON  **ORANGE
LED** lighting
systems

**ENERGIEKOSTEN
KALKULATION** **JETZT
GRATIS**

Favoritenstrasse 70 office@orangeled.at
A-1040 Wien Tel: +43 1 243 43 43
www.orangeled.at Fax: +43 1 243 43 43 99



Ingo Mayr
Landesparteivorsitzender der SPÖ Tirol

wünscht allen jüdischen MitbürgerInnen
einen schönen und
erholsamen Sommerurlaub!



125 JAHRE SPÖ
1890-2015
spoe-tirol.at



**Ein offenes
Ohr für Ihre
Anliegen.**

Wir sind da,
wenn Sie uns brauchen:
kompetent und kostenlos.
Montag bis Freitag:
9.00–17.00 Uhr
helpline@spoe.at



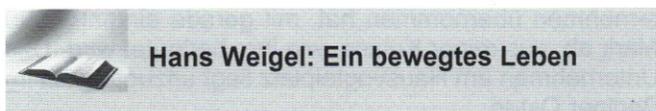
www.stmk.spoe.at

di:'angewandte

University of Applied Arts Vienna
University of Applied Arts Vienna



**The Essence 16
Jahresausstellung der Universität
für angewandte Kunst Wien,
1.–15. Juli, Eröffnung 30. Juni, 19 Uhr
Alte Post, Donaukanalbasti 11
angewandte.at**



Hans Weigel: Ein bewegtes Leben

**Wolff A. Greinert: Hans Weigel. „Ich war einmal...“.
Eine Biografie.**

Wien: Styria Premium 2016

415 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag

Euro 29,90

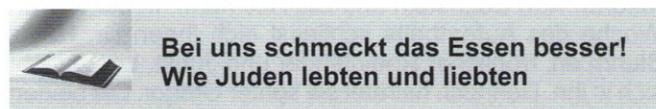
ISBN 978-3-222-13430-2

Kristina Pfoser bemerkte bei der Präsentation von Joseph McVeighs Buch *Ingeborg Bachmanns Wien* im Wien Museum im Jänner 2016, um den Nachruhm von Hans Weigel sei es überhaupt mager bestellt. Wolff A. Greinert, Theaterwissenschaftler, bis zur Pensionierung Manager in der Papierindustrie und Autor eines Buches über Werner Krauss, hat nun mit der ersten Biografie über Hans Weigel ein wenig Abhilfe geschaffen. Er hat sich in Weigels umfangreiches Werk eingelese und viele Dokumente aus seinem Nachlass in der Wienbibliothek herangezogen. Über die familiären Verhältnisse Weigels, der als Sohn eines Kaufmanns in Wien Margareten aufwuchs, erfährt man viel Lesenswertes, auch über seine Bar Mizwa im Siebenbrunnentempel und seine Abkehr vom Judentum in vielen späteren Äusserungen, die ihm von manchen Kollegen, am meisten von Friedrich Torberg, übelgenommen wurde. Greinert recherchierte auch die Zeit von Weigels Exil in der Schweiz, wo er in Arbeitslagern interniert wurde und später als Lektor sowie Kritiker tätig war, und die Reise 1948 in die USA, wohin seine Eltern flüchten konnten. Im weiteren Verlauf des Buches fasst er viel Bekanntes zusammen.

Das Buch enthält ein Vorwort von Weigels Witwe Elfriede Ott und einen Beitrag des Theaterwissenschaftlers Johann Hüttner über Weigel und Nestroy.

Eine Briefausgabe Weigels wäre nach der Lektüre dieses Buches ein Desideratum.

Evelyn Adunka



Bei uns schmeckt das Essen besser! Wie Juden lebten und liebten

Ruth Weiss: Der jüdische Kreuzfahrer. Roman.

Mainz: VAT 2014.

360 Seiten, Euro 19,90 [D]

ISBN 978-3955180195

Im historischen Roman „Der Medicus“ von Noah Gordon muss der Junge Rob Cole erleben, wie seine Mutter bei der Geburt ihres achten Kindes im Jahr 1021 stirbt. Er schliesst sich einem fahrenden Bader an und behandelt schon bald selbst Kranke. Von einem jüdischen Medicus erfährt er, dass in Persien eine fortschrittlichere Heilkunst praktiziert wird. Auf dem langen Weg nach Isfahan ist er Teil einer Gruppe Juden und gibt sich selbst – eigentlich Christ – als Jude aus: Dies ist die Bedingung dafür, dass er die Heilkunst erlernen darf.

Diente Ruth Weiss der erfolgreiche historische Roman als Vorlage?

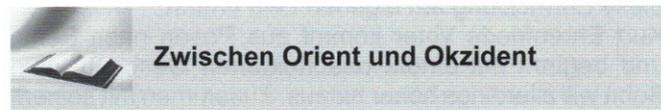
Julian, Adoptivsohn des August von Raabe aus Sachsen, entdeckt zu Beginn seines Medizinstudiums seine wahre Herkunft. Die Adoption reisst ihn aus dem strengen, kargen Klosterleben, das er seit 1084, seit er drei Jahre alt ist, führt, heraus. Sein Adoptivvater missbraucht ihn

als billige Arbeitskraft, doch Pater Tachius, der schnell erkennt, dass er es mit einem ungewöhnlich intelligenten Jungen zu tun hat, nimmt sich seiner an und bildet ihn zum Hauslehrer aus. Früh unterrichtet Julian Söhne von Adligen, die Reiten und Kämpfen lateinischen Vokabeln und Mathematik vorziehen. Dass Papst Urban II. zum (ersten) Kreuzzug nach Jerusalem aufruft, kommt Julian, der ohnehin daran denkt auszubrechen, sehr gelegen. Der Kreuzzug führt ihn über Antiochia, Beirut, Tyros, Akkon und Jaffa nach Jerusalem. Auf dem Kreuzzug wendet er sein bereits im Kloster erworbenes medizinisches Wissen erfolgreich auf verletzte Kreuzritter an. In Antiochia lernt er die Jüdin Ana kennen. Als sie sich um ihre Familie in Jerusalem sorgt, verspricht Julian, sie vor den Kreuzrittern schützen zu wollen. Noch während der Belagerung dringt er heimlich in die Stadt ein und findet Anas Familie, die er gerade noch in Sicherheit bringen kann.

Julian verbringt viel Zeit mit Anas Familie. Er nimmt sich vor, im Orient ein Medizinstudium aufzunehmen. Julian lernt Arabisch und Hebräisch und verliebt sich in Rebecca. Auf der Hochzeit wird aus Julian von Raabe schliesslich Joshua ben Baruch. Die Frage seiner Identität ist jedoch noch immer ungeklärt ...

Ruth Weiss schlägt den Leser mit ihrem historischen Roman in Bann. Die Fakten rund um die Kreuzzüge stimmen. Die Autorin ist Jüdin, und was sie über Juden schreibt, über ihre Sitten und Bräuche, ist bis ins Detail hinein stimmig und überzeugend. Man erfährt viel über das jüdische Leben im Mittelalter und auch etwas über die Juden im Orient. Das ist neu. Apropos: Schon damals habe das Essen bei orientalischen Juden besser geschmeckt!

Miriam Magall



Zwischen Orient und Okzident

Louise Hecht (Hg.): Ludwig August Frankl (1810 – 1894). Eine jüdische Biographie zwischen Okzident und Orient.

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016

**430 Seiten, 26 s/w- und 24 farb. Abb. auf 32 Seiten
Tafelteil, gebunden**

Euro 57,00

ISBN 978-3-412-50374-1

Der Journalist, Sekretär und Archivar der Wiener jüdischen Gemeinde Ludwig August Frankl hat mit dem vorliegenden Sammelband eine längst fällige historische Würdigung erfahren. Die Beiträge basieren auf Vorträgen, die auf einer Konferenz des Kurt und Ursula Schubert Lehrstuhls an der Universität Olmütz gehalten wurden. Die 15 internationalen Autoren und Autorinnen können sich auf eine breite Quellenbasis beziehen; Frankls Nachlass befindet sich in der Wienbibliothek und im Wiener Jüdischen Museum. Frankl stammte aus dem böhmischen Städtchen Chrast, wo seine Eltern und Grosseltern Tabakhändler waren. 1837 promovierte er in Padua zum Dr.med., aber bereits 1838 wurde er zum Sekretär der Wiener Judenschaft ernannt. Von 1842 bis 1848 gab er auch die *Sonntagsblätter* heraus. Er war Wiener Gemeinderat, Vorstandsmitglied der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, Ehrenbürger der Stadt Wien und wurde als Ritter von Hochwart geadelt. 1856 reiste Frankl nach Jerusalem, um die von Elise Herz gestiftete

keine eigene Kultur! Die Juden haben keine eigene Kunst! Ihre Religion? Abgekupfert. Schon seit der Zeit Salomos schielten sie auf ihre Nachbarn und übernehmen, was die anderen viel kultivierteren Wüsten- und Steppenvölker ihnen voraushaben. Das wird immer wieder behauptet: von christlichen Archäologen, Kunsthistorikern, Alttestamentlern. Die Juden täten weitaus besser daran, endlich ihren Aberglauben aufzugeben und sich dem überlegeneren Glauben an den Gekreuzigten anzuschließen. – So meint der bekannte Ägyptologe Jan Assmann, emeritierter Professor an der Universität Heidelberg, der beispielsweise, erst mit dem Monotheismus der Israeliten sei der Hass in die Welt gekommen. Und die Juden seien selbst schuld am Antisemitismus. Und was für eine Chuzpe, dass sie die Schoa allein für sich beanspruchen wollen!

Entzückt nimmt man die Worte des israelischen Archäologen Israel Finkelstein zur Kenntnis, der die Helden der hebräischen Bibel auf das zurechtstutzt, was sie sind: David und Salomo seien primitive Strassenräuber. Abraham? – Hat es nie gegeben! Moses? – Hat es nie gegeben! Der Auszug aus Ägypten? – Nie stattgefunden! Ins gleiche Horn stösst Shlomo Sand, wenn er kenntnisreich von der „Erfindung des jüdischen Volkes“ und von der „Erfindung des Landes Israel“ spricht und sich schliesslich aus dem Kreis der Juden verabschiedet, weil er nicht zu diesen Usurpatoren gehören wolle – ohne jedoch auf den Posten eines Professors an der Universität Tel Aviv verzichten zu wollen.

Angesichts dieses geballten Angriffs auf das Wesen von Religion, Volk und Verständnis von Geschichte kann man über die Versuche des weitgereisten Journalisten Peter Scholl-Latour nur lächeln, ebenso über die Versuche der verschiedenen Artikelschreiber in den dicken Katalogen, die einige grössere Ausstellungen über jüdische Kunst und Geschichte begleiten.

Die von Miriam Magall sprachlich gründlich sezieren Artikel und Buchbeiträge lassen sich als eine Dokumentensammlung von Juden Hass und Juden neid definieren. Eine höchst empfehlenswerte Lektüre für all jene, die lediglich Glatzköpfe in Springerstiefeln auf der Rechnung haben: Antisemitismus findet sich in der Mitte der Gesellschaft. Auch wenn Abneigung und Hass auf das Jüdische – zumindest vorläufig – „nur“ auf dem Papier ihren Niederschlag finden.

Dinah Marzuk



Von Empathie bis zur Verleugnung

Meir Litvak & Esther Webman: From Empathy to Denial, Arab Responses to the Holocaust (Hebräische Ausgabe)

**Übersetzung aus dem Englischen: Yehuda Porat
Jerusalem: Magnes University Press & Yad Vashem
2015**

426 Seiten, Paperback

Euro 33,00; USD 36,00

ISBN 978-965-493-802-0

Auch als eBook erhältlich:

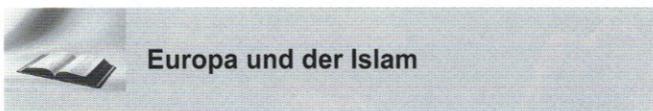
ISBN 978-965-493-803-7, Euro 24,00; USD 27,00

Vieles wurde und wird immer noch über die Schoah geschrieben. Das vorliegende Buch ist nicht „noch ein Buch“ über dieses Thema. Es ist insofern „etwas Anderes“, da

es die Reaktionen und Auseinandersetzungen mit diesem Thema im moslemisch-arabischen Raum analysiert. Der Bogen der Reaktionen spannt sich von Empathie bis zur Verleugnung, keine Nuance bleibt ausgeschlossen. Die Quellen, auf die sich die Autoren stützen, sind mannigfaltig: Archivmaterial, Zeitungen und Zeitschriften jeder Art, Meldungen von Nachrichtagenturen, Essays, Internetbeiträge und Bücher in verschiedenen Sprachen wie zum Beispiel Hebräisch, Arabisch, Englisch, Französisch. Der Weg von Empathie bis zur Verleugnung führt über viele Zwischenstationen. Eine lineare Entwicklung war es aber nicht. Diese Zwischenstationen waren von Anfang an schon erkennbar, schon während des 2. Weltkrieges, in den Jahren 1943 bis 1944. Seit dieser Zeit stand für die Araber die Auseinandersetzung mit dem Problem „Erez-Jisrael“ ziemlich im Vordergrund, war mitbestimmend, wenn nicht gar bestimmend.

Das (offizielle) Bekanntwerden der Ereignisse in Europa bewirkte eine Welle der Empathie, die mit der Staatsgründung abebbte, die somit nur wenige Jahre angehalten hat. Die „Sorge“, was eine massive Einwanderung von Juden nach Palästina bewirken könnte, ist auch schon während des Krieges erkennbar. Noch jahrelang wird argumentiert: Die Nazis haben ein Verbrechen gegen die Menschheit (!) begangen, aber warum müssen die Araber dafür zahlen? Abgesehen von der Staatsgründung haben noch zwei Ereignisse grossen Einfluss auf dieses Thema. Das eine ist das Wiedergutmachungsabkommen mit Deutschland. Individuelle Wiedergutmachung wird gut geheissen, doch warum soll der Staat etwas bekommen, warum soll dieser von den Geschehnissen, die vor seiner Gründung sich ereignet haben, profitieren? Das wird allgemein als Erpressung Deutschlands dargestellt. Individuelle Wiedergutmachung, wie erwähnt, ja. Das aber auch für die arabischen Flüchtlinge.

Das zweite ist der Eichmannprozess. Die allgemeine Stimmung war pro Eichmann, auch dank dem Einfluss des Muftis Husseini. In einer Karikatur wird Eichmann vorgeworfen, dass er seine Aufgabe nicht vollendet hat. Um diese Zeit kommt auch das Argument auf, dass der Zionismus gemeinsame Sache mit dem Nazismus machte, siehe das Abkommen mit Chaim Arlosoroff.¹ Das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum findet auch seinen Niederschlag im arabischen Raum. Die Reaktionen sind von den politischen Tendenzen bestimmt. In der Zeit des 2. Vatikanischen Konzils bewahren die Zeitungen in Jordanien Stillschweigen – man ist an freundschaftlichen Beziehungen mit dem Vatikan interessiert. Die historischen Ereignisse, die bestimmenden Einfluss auf die arabische Einstellung hatten, bilden den ersten Teil des Buches. Im zweiten Teil werden die verschiedenen Aspekte der Schoah-Darstellung analysiert. Quellen zur völligen Leugnung der Schoah waren westliche Schriften. Grossen Einfluss hatte hier Roger Garaudy, der 1982 zum Islam konvertierte. Mit der Zeit kommen auch „eigene“ Argumente dazu. Schliesslich resümiert die Syrische al-Thawrah: „Was einem bleibt zu sagen ist, dass es keine Schoah gegeben hat und zwischen den Nazis und den Zionisten gab es keinen Hass...“ (al-Thawrah, 12.12.2002). Da man die Schoah doch nicht völlig wegleugnen kann, verleugte man sich, wie im Westen, auf Relativierung. Mahmud Abbas, alias Abu Masen, verleugnet die Schoah in seiner Dissertation, bedient sich aber zugleich der Relativierung. „Basierend“ auf Raul Hilbergs *Die Vernichtung der europäischen Juden*, behauptet er, dass es nur 896 000 Opfer gegeben habe. An besagter Stelle in Hilbergs Buch (Seite 670) ist davon nichts zu finden. Weitere Themen sind ein Vergleich von Zionismus



Europa und der Islam

Michael Ley: Der Selbstmord des Abendlandes. Die Islamisierung Europas. Osnabrück: Hintergrund-Verlag 2015

**252 Seiten, Euro 19,50
ISBN-978-3-00-049866-4**

Das Buch von Michael Ley mit dem Bild von Francisco de Goya „Der Koloss“ auf dem Umschlag wirkt betrübend, genauso wie der Titel selbst, und ist eine Darstellung der heutigen Realität Europas, die von der massiven Welle der Einwanderung betroffen ist. Angesichts der aktuellen Massenmigration nach Europa erhält das Buch eine grosse Wichtigkeit. Das Buch ist Dr. Amer Albayati gewidmet, der sich für einen liberalen und demokratischen Islam in Österreich einsetzt, und der seitens radikaler Kreise Todesdrohungen erhalten hat. Unter den vielen Menschen, die zu uns kommen, gibt es eine überwiegende Mehrheit an Muslimen. Viele hoffen auf politisches Asyl, und es gibt auch wirtschaftliche und soziale Flüchtlinge. Weltweit herrschen aber auch islamistischer Terrorismus, Verfolgung von Andersgläubigen und Verherrlichung des Dschihad sowie der Sharia-Gesetze. Nicht zu übersehen ist auch die demographische Komponente der rasch wachsenden muslimischen Bevölkerung in Europa im Vergleich zur Gesamtbevölkerung. Das Buch ist eine Einladung, sich mit der Entstehungsgeschichte des Islam und mit Phänomenen zu befassen, die ihren Niederschlag in der Gesellschaft gefunden haben (erster Teil: Über den Islam, Seite 33-105). Es ist angebracht, insbesondere die kritische Analyse der Zeit in Spanien von 711 bis 1491 mit ihren Ansätzen einer kulturellen, wirtschaftlichen und geistigen Blütezeit des Zusammenlebens der drei Kulturen – der christlichen, jüdischen und islamischen – zu erwähnen. Die Herrschaft der Almoroviden und Almohaden hat jede Form von Toleranz im Keim erstickt und die beiden bekanntesten Gelehrten dieser Zeit – der Jude Maimonides und der Araber Averroes, die ein fortschrittliches Denken bezüglich der Religionen vertraten – wurden mit Repressalien konfrontiert und mussten Spanien verlassen. Zwangskonversionen und Gewalt waren an der Tagesordnung. Der Autor unterstreicht im zweiten Teil (Seite 109 bis 173) die Wichtigkeit der Renaissance, der Reformation und der Aufklärung für Europa. Man darf nicht vergessen, dass unser Kontinent ein Schauplatz von vielen heftigen inneren Konflikten um Freiheit, menschliche Würde und Demokratie war, die wir heute geniessen und auch nicht verlieren wollen. Manche junge Leute finden Anerkennung in manchen extremistischen islamischen Verbänden, wo sie sich radikalieren und auch gewalttätig werden können. Neben diesen Organisationen gibt es auch islamistische Organisationen, wie die Hamas, die Hizbollah, und die Moslembrüder, die immer mehr Einfluss auf dem europäischen Kontinent bekommen wollen. Ley behandelt auch die Situation in Russland, wo 20 Millionen Muslime leben. In Tschetschenien wurde bereits die Scharia in das Rechtssystem integriert, dies könnte auch ein Vorbild für die anderen muslimischen Kaukasus-Gebiete sein. Hinzu kommt das demographische Problem, dass der Anteil der Muslime an der russischen Bevölkerung ständig wächst. Für Ley spielt auch die aktuelle Politik der Türkei eine grosse Rolle bei der Islamisierung Europas. Die Türkei baue keine Brücken mehr, sie sei anti-westlich und neo-osmanisch. Ein separates Kapitel des Buches

ist dem Reformjudentum gewidmet, weil Religion demokratische und rechtliche Werte und Normen vermitteln soll. Der Höhepunkt dieser Entwicklung war die jüdische Aufklärung Haskalah im 19. Jahrhundert. Der Islam, der auf dem Judentum und dem Christentum aufgebaut ist, braucht eine historisch-kritische Hinterfragung. Durch die Akzeptanz dieses Faktums kann er sich neu gestalten und definieren. Dies könnte zum Frieden in Europa und in der ganzen Welt führen. Besonders beeindruckend sind für die LeserInnen die Zitate aus der Literatur, die eine Bereicherung darstellen.

Krystyna Tausch



„Bin im Herzen wohl noch ziemlich wild.“ Ossip Mandelstams frühe Werke

Ralph Dutli: Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909-1910.

**Zweisprachig: Russisch-Deutsch
Göttingen: Wallstein Verlag 2016**

**192 Seiten, deutsche Erstausgabe, gebunden,
Schutzumschlag**

Euro 20,50 [A] | Euro 19,90 [D]

ISBN: 978-3-8353-1858-8

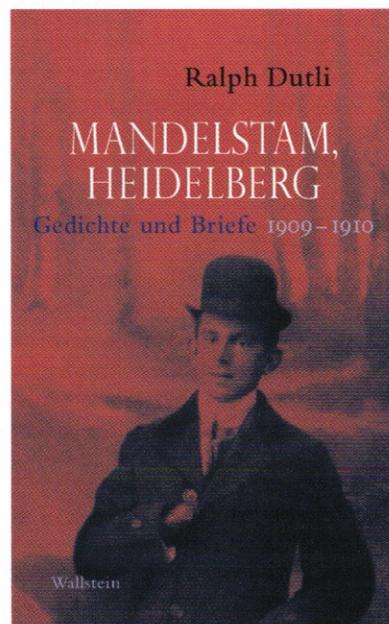
Auch als eBook erhältlich:

ISBN/EAN: 9783835329584

Euro 15,99

*Dies Leben abzuleben – meine Angst,
Vom Baum als Blatt einst abzufallen.
Und nichts zu lieben mehr so ganz,
Als namenloser Stein verhallen.(..)
Das Zittern warmer Vögel fang
Ich auf durch alle engen Netze,
Und aus verglommenen Seiten bang
Zieh ich Jahrhundert-Aschereste.*

Zum 125. Geburtstag von Ossip Mandelstam erschien im Wallstein Verlag ein wunderbarer Band mit Gedichten und Briefen des Schriftstellers. Der am 15. Jänner 1891



Mit freundlicher Genehmigung: Wallstein Verlag, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

in Warschau geborene russisch-jüdische Dichter hielt sich von Oktober 1909 bis März 1910 in Heidelberg auf. Die dort entstandenen vierzig Jugendgedichte wurden von Mandelstam später nicht in seine Gedichtsammlungen aufgenommen. Dennoch zeigen sie bereits Motive, die für sein späteres Werk bedeutsam werden sollten: Natur, die Welt und natürlich die Liebe. Der Band enthält neben den Gedichten auch sieben Briefe Mandelstams, die er an die zwei russischen Dichter Wjatscheslaw Iwa-

Der Wiener „Gerechte unter den Völkern“

Anton Schmid wird Namenspatron einer Bundeswehrkaserne in Sachsen-Anhalt

Manfred WIENINGER

Der aus Wien stammende, 1939 zur Armee Hitler-Deutschlands eingezogene und dort zum Feldwebel avancierte Anton Schmid war 1967 einer der ersten Österreicher (und der erste Wehrmacht Angehörige überhaupt), der von der israelischen Holocaust-Erinnerungs- und Forschungsstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ anerkannt und ausgezeichnet wurde. Von rund 18 Millionen Wehrmachtssoldaten war er mutmasslich der Einzige, der von der hitlerdeutschen Militärjustiz zum Tode verurteilt und hingerichtet worden ist, weil er Juden zu retten versuchte.

Unter (Militär-)Historikern in Deutschland, Litauen und vielen anderen europäischen wie aussereuropäischen Ländern gilt Anton Schmid mittlerweile als so etwas wie eine „Ikone des militärischen Rettungswiderstandes“ gegen das NS-Regime. „Eine historische Gestalt, ein mündiger Soldat wie Feldwebel Schmid, der sein Gewissen über seine Angst stellte, hätte natürlich auch eine wichtige Vorbildfunktion für die militärische Traditionspflege und Erinnerungskultur heutiger Armeen“, erklärt der österreichische Schriftsteller Manfred Wieninger, der unter dem Titel *Die Banalität des Guten. Feldwebel Anton Schmid* die bisher umfassendste Biographie Schmidts vorgelegt hat. Während das österreichische Bundesheer sich bis dato nur dazu durchringen konnte, einen Lehrsaal an der Heeresunteroffiziersakademie in Enns nach dem „Gerechten“ Schmid zu benennen, wird die deutsche Bundeswehr am 22. Juni 2016 die bisherige „Harz-Kaserne“ in Blankenburg (Sachsen-Anhalt) ehrenhalber in „Feldwebel-Anton-Schmid-Kaserne“ umbenennen. Es handelt sich dabei um eine Sanitätskaserne und zwar um das „Versorgungs- und Instandsetzungszentrum Sanitätsmaterial Blankenburg“, von dem aus alle Bundeswehrstandorte im In- und Ausland mit medizinischen Geräten und Medikamenten versorgt werden. Teile des Komplexes, der unter Tage in einem Felsmassiv bei Blankenburg im Nordharz liegt, wurden in der NS-Zeit von KZ-Häftlingen des KZ-Aussenlagers Blankenburg-Regenstein errichtet. Die Initiative für die Umbenennung der „Harz-Kaserne“ in „Feldwebel-Anton-Schmid-Kaserne“ ging von dem deutschen Theologen und Publizisten Jakob Knab aus und wurde von zahlreichen Persönlichkeiten aus Deutschland und dem europäischen Ausland, darun-



Feldwebel Anton Schmid. Zeitgenössische Fotografie. Mit freundlicher Genehmigung: M. Wieninger.

ter viele Historiker und andere Wissenschaftler, Militärs, Künstler und Prominente, unterstützt. Im Vorjahr ist eine dementsprechende österreichische Initiative von Manfred Wieninger, die Melker „Birago-Kaserne“, auf deren Gelände 1944/45 eines der grössten Ausenlager des KZ Mauthausen untergebracht war, in „Anton-Schmid-Kaserne“ umzubenennen, vom österreichischen Verteidigungsministerium leider abschlägig beschieden worden.

Anton Schmid - eine Kurzbiographie

Anton Schmid, geboren am 9. Jänner 1900 als Sohn eines Bäckergehilfen und einer Winzertochter in Wien, gründet 1926 ein Elektro-, Foto- und Radiogeschäft in Wien-Brigittenau. Am 26. August 1939 wird er zur deutschen Wehrmacht einberufen und dient fortan als Infanterist, wobei er den Rang eines Feldwebels erreicht. Mitte Oktober 1941 übernimmt er als Dienststellenleiter die Versprengten-Sammelstelle der Wehrmacht nahe dem Hauptbahnhof von Wilna, dem heutigen Vilnius, im besetzten Litauen. Dort baut er auch eine für die Wehrmacht tätige Polsterei auf, in der er 140 jüdische Zwangsarbeiter beschäftigen kann. Als seinen Arbeitern die Vernichtung droht, evakuiert er die meisten von ihnen samt ihren Familien mit einem Heeres-LKW nach Lida im heutigen Weissrussland. Durch das deutsch-österreichische Flüchtlingspaar Hermann und Anita

Adler kommt er in Kontakt mit der jüdischen Widerstandsorganisation des Ghettos Wilna. Über 175 Mitglieder derselben werden von ihm nach Bialystok im heutigen Polen evakuiert und entkommen damit der Shoa in Litauen, wo die Vernichtung besonders früh und besonders grausam eingesetzt hat. Anton Schmid wird in der zweiten Jänner-Hälfte 1942 verhaftet, am 25. Februar vom Feldgericht der Wehrmachtssfeldkommandantur 814 (V) in Wilna zum Tode verurteilt und am 13. April 1942 von einem Erschiessungspeloton hingerichtet.

Lesetipp zum Thema

Manfred Wieninger: Die Banalität des Guten. Feldwebel Anton Schmid.

**Wien: Verlag der Theodor Kramer-Gesellschaft 2014
192 Seiten; Euro 21,00; ISBN: 978-3-901602-56-6**

Im gutsortierten Buchhandel und bei der Wiener Theodor-Kramer-Gesellschaft (office@theodor-kramer.at, Tel. 0043 1 / 720 83 84) erhältlich.

Gedenkstein in Gratkorn enthüllt

Manfred OSWALD, Oberst i.R.

Am 4. April 2016 um 15.00 Uhr wurde in Gratkorn eine Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus durchgeführt. Vor dem Rathaus von Gratkorn wurde der 26 ungarischen, jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gedacht, die am 4. April 1945 von Angehörigen der Waffen-SS in Dult und in Eggenfeld erschossen worden waren.

Ein viersprachiger Gedenkstein und eine zweisprachige Informationstafel wurde von Frau Talya Lador-Fresher, Botschafterin des Staates Israel, Dr. Janos Perenyi, Botschafter der Republik Ungarn und Frau Dr. Bettina Vollath, Präsidentin des Landtages der Steiermark enthüllt. Oberrabbiner Prof. Paul Chaim Eisenberg betete das *El Male Rachamim*.

Im Rathaus von Gratkorn ist bis Ende April 2016 auf 21 Roll-ups die Ausstellung *Mauern, Zeichen, Schicksale und die Deportation ungarischer Juden nach Auschwitz* zu sehen. Diese Ausstellung ist eine Leihgabe der ungarischen Botschaft in Wien. Organisiert wurde die Gedenkveranstaltung von einem dreiköpfigen Aktionskomitee, bestehend aus Dr. Herwig Brandstetter, Kurator des Österreichischen Schwarzen Kreuzes, Oberst i.R. Manfred Oswald, Menschenrechtspreisträger des Landes Steiermark und Maximilian Tonsern, ehemaliger Gedenkdiener in Berlin, in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Gratkorn.

Die Gedenkstätte kostete € 12.000.-. Etwa zwanzig Sponsoren aus dem Raum Gratkorn finanzierten alles.

Alle Abbildungen: Mit freundlicher Genehmigung M. Oswald



Enthüllung des Gedenksteines.



Informationstafel.



Gedenkstein.

One Woman Show

Tina Blau zum 100. Todestag

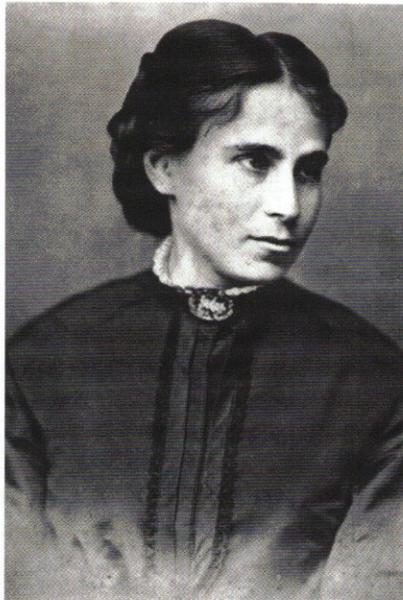
Gregor GATSCHER-RIEDL

„A ‚one woman‘ show was a rare event in Vienna till Tina Blau-Lang“ schrieb die österreichisch-britische Kritikerin Ameliah Sarah Levetus in der New Yorker Kunstzeitschrift The Studio 1910 über eine Ausstellung der Malerin in der Wiener Galerie Arnot. Tatsächlich gehört die Künstlerin, die auch ein breites Œuvre mit Perchtoldsdorfer Motiven hinterlassen hat, nach Angelika Kauffmann und der ein Jahr älteren Olga Wisinger-Florian zu den ersten prägenden Frauen gestalten der österreichischen Kunstgeschichte.

Geboren wurde Regina Leopoldine – aber bald nur noch Tina gerufen – 1845 als zweites Kind des jüdischen Militärarztes Simon Blau in der Dienstwohnung, wo der 36jährige, 1840 aus Prag zugezogene Mediziner mit seiner Frau und dem Sohn Theodor lebte, später gesellte sich noch die Nachzüglerin Flora dazu.

„Ich bin eine ‚Ärarische‘, Majestät, ich bin in der Heumarktkaserne geboren“, erzählte sie später Kaiser Franz Joseph anlässlich einer Ausstellungseröffnung. Das Geburtshaus lässt sich nicht mehr lokalisieren, die Kaserne wurde Februar 1909 von der Gemeinde Wien übernommen und 1910 abgerissen. Als Ersatz wurde für die kaiserliche Infanterie die wesentlich kleinere „Marokkanerkaserne“ (heute Polizeikaserne) errichtet, der Rest des Grundstücks mit Wohnblöcken verbaut. „Ihr Vater hatte selbst einmal künstlerische Neigungen gehegt“, schrieb Hertha Kratzer, und der Regimentsarzt der beim Infanterieregiment Nr. 48 „Erzherzog Ernst“ diente, als er hinter der Zeichenleidenschaft seiner Tochter malerisches Talent hervorblitzen sah.

Schon mit dreizehn Jahren erhielt Tina daher professionellen Zeichenunterricht von Antal Hanély, „einem Privatschüler Waldmüllers - der mich gleich nach der Natur malen liess“ wie die Künstlerin in einem Brief vom Februar 1900 schrieb.



Tina Blau. Porträtaufnahme, datiert 1869.

Der zwanzig Jahre ältere Ungar blieb seiner pädagogischen Begabung auch im weiteren Berufsleben treu und wirkte als Zeichenprofessor an der städtischen Schule im westungarischen Güns (Köszeg). Die Bedeutung dieser Lehrstunden unterstrich sie mit ihren weiteren Worten: „Die Bildchen hängen noch bei Bruder Theodor und gestehe ich, dass sie mir heute viel Freude machen.“

Förderung der malerischen Begabung im jüdischen Elternhaus

Die Hinwendung zur Landschaftsmalerei und die weitere Vertiefung führten zu einem neuen Lehrer, der biedere Hanély hatte in diesem Bereich wenig aufzuwarten. Obwohl Simon Blau in seinem weiten Freundeskreis mit Joseph von Führich, Professor an der Wiener Kunstakademie, persönlichen Umgang pflegte, übernahm die Ausbildung ab 1860/61 August Schaeffer von

Wienwald, ein Schüler Franz Steinfelds, der als „Entdecker der Alpen“ und erster Stimmungsmaler in der österreichischen Kunst gilt. Was sich Schaeffer von Steinfeld laut der Wiener Kunsthistorikerin Elke Wagner-Doppler angeeignet hatte, war eine profunde technische Ausbildung, die Liebe zur Natur und der Blick für ein Motiv, die er und seine Studienkollegen bei ihren regelmässigen Ausflügen ins Salzkammergut und in die bayrische Ramsau erwerben konnten.

Unter Schaeffers Einfluss entstanden unter freiem Himmel – „en plein air“ – die ersten diesbezüglichen Arbeiten mit Prateransichten – ein von Ferdinand Georg Waldmüller entdecktes Motiv und Konstante im weiteren Schaffen Blaus, die später als „die Pra-

termalerin“ etikettiert wurde. 1867 kommt es zur ersten Ausstellung von Werken der Malerin und auch ein Jahr später bei der Eröffnungsausstellung des Wiener Künstlerhauses ist Tina Blau mit einem



Wallfahrtsort der mitteleuropäischen Plein-air-Malerei und ein zentraler Ort im Schaffen Tina Blaus: „Platz in Szolnok“, Öl / Leinwand, datiert 1874. Dorotheum Wien.

Die geplante Deportation

Als dann 1942 der erhöhte Abtransport der Wiener Juden einsetzte, verständigte man sie zunächst per Postkarte und berief sie für einen bestimmten Termin in ein Sammellager (meistens eine dazu freigemachte Schule) mit dem Handgepäck ein. Da hatten sie doch noch Zeit, das Wichtigste einzupacken und über das andere frei zu verfügen. Später aber wurden sie einfach in der Nacht abgeholt, so dass alle jederzeit gerichtet sein und jede Nacht damit rechnen mussten. Wie taktlos und herzenstroh sich da mancher noch am jüdischen Privateigentum bereicherte, bevor sie abgeholt wurden:

„Das gefällt mir, das können Sie mir geben; Sie kommen ohnehin weg und dann ist es für mich zu spät – dann kriegen es schon andere!“ Papa wusste von all dem, hatte sich auch für alle Fälle gerichtet und oft mit Mama anlässlich ihrer oftmaligen Wiener Aufenthalte die Sache besprochen. Er war eher zuversichtlich. Er baute 1. auf sein hohes Alter und 2. auf seine „arische Versippung“. Beides würde ihn, wenn er wirklich irrtümlich in ein Lager käme, innerhalb weniger Stunden wieder befreien, so hoffte er. Er gab Mama genaue Weisungen für diesen Fall und hatte auch schon mit Bekannten unsere sofortige telegrafische Verständigung vereinbart. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai [1942] wurde sein Wohnhaus besetzt und um 3 Uhr früh wurde er in die Castellezschule gebracht. Wir bekamen am selben Abend noch das Telegramm, fuhren sofort nach Wien und setzten alle Hebel in Bewegung, um eine sofortige Entlassung zu erwirken.“

Ella Bauer lief nun von einem zum anderen, von einer Institution zur anderen und überall

„bot sich ihr dieselbe trostlose, verzweiflungsvolle Stimmung, überall spielten sich erschütternde Dramen ab. Besonders bei Gildemeester ward sie Augenzeuge qualvoller Schicksale. Ein Name war es, der alle dort Anwesenden wenn auch mit Schrecken und Furcht, so doch mit der letzten Hoffnung erfüllte. Es war der Name Brunner II [Anton Brunner], der [als Untergebener von Alois Brunner, der als Nachfolger von Adolf Eichmann die Judenfrage in Wien zu lösen hatte], der aber den meisten dort Hilfesuchenden in seiner Brutalität bekannt war. Als Mama mit dem Beamten des Vereines, einem äusserst lebenswürdigen Menschen, ihre Angelegenheit besprach, gab er wohl zu, dass dies die letzte Möglichkeit wäre, riet aber Mama im Hinblick auf ihr Herzleiden und auf den Zustand ihrer Erregung unbedingt davon ab. Von den draussen Wartenden erfuhr Mama, dass Brunner mit arischen Frauen von Juden sehr aggressiv vorgehe, ja, dass er sie schon im Keller soll verprügeln haben lassen. Mama verstand nun die Rücksichtnahme des Beamten, bat ihn aber doch, einen Empfang bei Brunner zu erwirken, weil sie keinen Schritt unversucht lassen wollte. Nach acht Tagen wurde Mama unter den lächerlichsten Vorkehrungen in das Heiligtum dieses Bonzen eingelassen, der wie eine Majestät in einem herrlichen Palais thronte. Auch der Beamte von Gildemeester hatte sich eingefunden, bedrückte aber Mama womöglich noch mehr durch sein aufgeregtes Benehmen. Aber meine liebe Mama blieb stark. Sie brachte diesem Nazikönig ihr Anliegen vor, sprach zu ihm von der grossen Menschenfreundlichkeit Papas

und wie er sein ganzes Leben in uneigennützigster Weise sowohl als Krankenkassadirektor wie auch Bezirksrat so lebte, dass er überall nur Freunde hatte, die seine übergrosse Bescheidenheit und Uneigennützigkeit rühmten. Als Brunner auf seine Fragen hin hörte, dass Papa 81 Jahre alt sei, meinte er, da habe er ohnehin lange genug gelebt. Im Übrigen könne Mama ihr Gewissen beruhigen: Dadurch, dass sie selbst bei ihm vorgesprochen habe, habe sie alles für Papa getan, was sie tun konnte. In 8 bis 10 Tagen werde sie das Weitere erfahren.“

Stiefvaters Tod

Das Weitere bestand dann darin, dass bald darauf die Tochter an ihrem Dienort in der Untersteiermark ein Telegramm bekam: „Tot. Komme sofort.“ Zurück in Wien, erfuhr Edeltrude Pelikan von ihrer Mutter die Gewissheit: Wie sie von einer Bekannten erfahren hatte, dass Papa in das Sammellager in der Malzgasse eingeliefert worden sei und ein Schulwart kurz darauf ihr erzählt habe, dass er ihren Papa schon vor zwei Tagen tot weggeschafft habe.

„So erfuhren wir von Papas Sterben. Wir bekamen den Leichnam heraus und konnten ihn noch am selben Nachmittag sehen. Es war wirklich Papa, ich hätte sonst auch das nicht geglaubt. Ich sah mit eigenen Augen, dass er in denselben Kleidern gestorben war, in denen er vor fast 14 Tagen eingeliefert worden war. Ich sah seinen verkrümmten und zusammengezogenen Körper, der auf einen Vergiftungstod schliessen liess, und ich sah sein verzerrtes Gesicht, das nicht von Stille und Friedlichem wusste. Der Beamte bei der Kultusgemeinde hatte einen Akt, demzufolge 150 Leidensgenossen in dieser einen Nacht „gestorben“ waren. Als uns später Papas Effekten ausgefolgt wurden, fand sich wohl in seiner Aktentasche ein Zettel mit der Aufstellung seines persönlichen Nachlasses (Uhr, geringer Barbetrag etc.), aber gerade diese Wertgegenstände fehlten ebenso wie der grössere Geldbetrag, den Papa in seinem Brillenfutteral zu verstecken beabsichtigte. Ausserdem trug dieser Zettel das Datum 11. Juni, während uns offiziell der 12. Juni als Todestag mitgeteilt wurde. Hat man am 11. schon gewusst, dass er am 12. tot sein wird? Wurden ihm diese Effekten vorher schon abgenommen? Niemals werden wir darüber etwas Näheres erfahren. Und doch dürfen wir Gott danken, dass wir so viel wissen. Von den 150 Toten dieser Nacht wurden nur zwei Leichen freigegeben. So konnten wir ihm wenigstens ein Leichenbegräbnis verschaffen. Papa ruht im Grabe seiner ersten Frau auf dem Zentralfriedhof in Wien.“

Soweit der erschütternde, hier stark gekürzte Bericht der Frau Pelikan. Sie schrieb ihn Anfang 1946 nieder. Gedacht war er ursprünglich für die Veröffentlichung in einer Schweizer Lehrerinnenzeitschrift. Aber dazu scheint es nie gekommen zu sein. An ihrer Glaubwürdigkeit ist nicht zu zweifeln. Die von Pelikan genannten Fakten stimmen weitgehend mit dem überein, was in der heutigen Forschung darüber nachzulesen ist. Der von ihr erwähnte Brunner II, nämlich Anton Brunner, wurde nach dem Krieg unter anderem wegen Mitwirkung an der Deportation von 48.000 Wiener Juden zum Tod verurteilt.

Wohin mit dem Moses?

Ein neuer Restitutionsfall im Grazer Museum Joanneum

Wolfgang J. PIETSCH

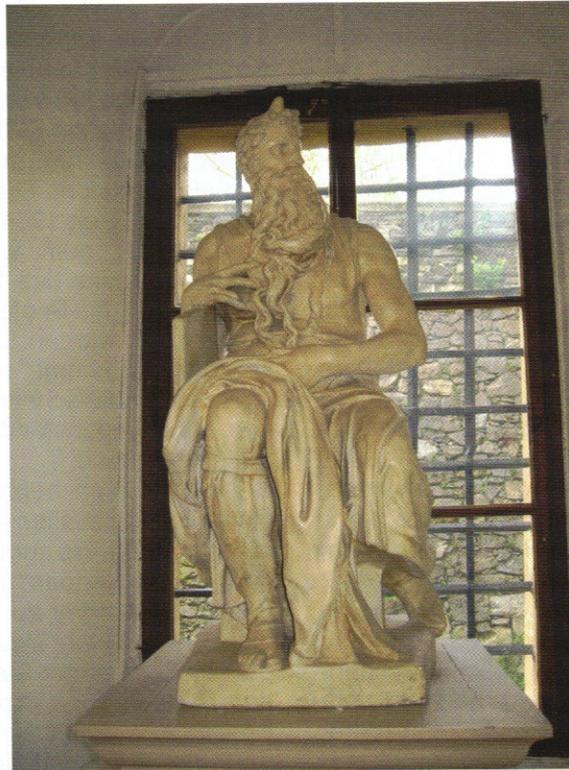
Ach, die Venus ist perdü - Klickeradoms! - von „Medici“! So die Verse von Wilhelm Busch über eine zerbrochene Gipsstatuette aus der Frommen Helene. Wie auch immer man die Verse interpretieren mag, sie sind eine köstliche Anspielung auf ein weit verbreitetes Phänomen der Gründerzeit. Damals standen häufig in Wohnzimmern, Salons und Bibliotheksräumen des Bürgertums Repliken, d. h. Abgüsse von berühmten Skulpturen, zumeist der Antike, aber auch der damals sehr geschätzten Renaissance-Künstler wie Michelangelo. Ob es nun die Venus von Medici, der Apoll vom Belvedere, der Zeus von Otricoli, eine Skulptur des Michelangelo oder etwa der Denker von Rodin, ob die Nachbildung nun aus Gips, Bronze oder einem anderen Material war, das Bildungsbürgertum liebte es, sich solche Pardestücke auf das Kaminsims oder in die Vitrine zu stellen und damit zu beweisen, dass man ästhetische Bildung besass und wusste, was wertvoll ist. Dass das Stück zumeist nur eine verkleinerte Nachbildung und in industrieller Fertigung hergestellt war, tat nichts zur Sache.

In unserem Fall geht es um einen Moses, genauer gesagt um die Nachbildung des berühmten Moses von Michelangelo. Das Marmor-Original schuf der Meister um 1515. Heute steht die über zwei Meter hohe Skulptur in Rom, in der Kirche S. Pietro in Vincoli. Sie ist die bedeutendste Touristenattraktion dieser Basilika. Die etwa einen Meter hohe Replik, von der nun berichtet wird, ist allerdings nicht „perdü“, ist nicht verloren und auch nicht kaputt. Sie steht vielmehr unbeschädigt und unbehelligt nach wie vor in der Restaurierwerkstatt des *Universal-museums Joanneum* in Graz. Wie sie dort hinkam? Das ist nun freilich eine andere Geschichte, die mit dem bärbeissigen Humor eines Wilhelm Busch nichts zu tun hat. Sie gehört nur in den grösseren

Kontext des gründerzeitlichen Bürgertums, sofern die Kopie nicht überhaupt aus religiösen Gründen einstmals angekauft und in einer Wiener Wohnung aufgestellt wurde.

Die Geschichte dieser Moses-Statue führt uns in das Wien der Judenverfolgung im 2. Weltkrieg. In den Jahren 1941 und 1942 erreichte die Entrechtung, Enteignung, Deportation und Ermordung der Juden ihren traurigen Höhepunkt. Auch die Familie Bauer war davon betroffen, das heisst, eigentlich nur der Vater, Herr Adolf Bauer, geb. 1861 in Nikolsburg, aber in Wien lebend und damals schon längst in Pension. Die rigiden, menschenverachtenden Vorschriften der NS-Machthaber verlangten nun die Aufgabe der Wiener Wohnung, denn Bauer war Jude. Die Familie musste sich daher nach einer neuen Bleibe umsehen: Adolf Bauer, seine Frau Ella (1884 – 1965) und die Tochter aus der ersten Ehe der Mutter, Edeltrude Bauer-Pelikan (1910 – 1997). Von letzterer sind kürzlich die maschinschriftlich festgehaltenen Erinnerungen an die Zeit von 1938 – 1945 im Original wieder aufgetaucht. Daraus lässt sich nicht nur

das Schicksal der Moses-Statue rekonstruieren, sondern vor allem das schlimme Los ihres ehemaligen Eigentümers, des Juden Adolf Bauer. Seine Adoptivtochter – sie hatte inzwischen eine Anstellung als Lehrerin in Kalwang bekommen – erzählt, dass ihre Eltern damals (1939) nach dem Verlust der Wiener Wohnung von Wien nach Graz gezogen waren und in Wetzelsdorf den südlichen Trakt eines kleinen Schösschens bewohnten, dessen Besitzer ihnen sehr zugetan war. Doch da kam von der Grazer Behörde der Kündigungsbrief, der auch den Vermieter „sichtlich erschütterte“: „Sie haben dem Juden Adolf Bauer die luxuriöse Wohnung in Ihrem Hause zu kündigen.“ Und weiter erzählt Frau Pelikan in ihren Erinnerungen, wie aufgeregt und hilflos sie in diesen Tagen waren, wie sie wiederholte Hausdurchsuchungen über sich ergehen lassen mussten und alle ihre Wertpapiere beschlagnahmt wurden.



Die Moses-Statue, wie sie heute im Depot des Grazer Joanneums in Schloss Eggenberg steht. Foto: Chr. Rabensteiner, UMJ Graz. Mit freundlicher Genehmigung W. Pietsch.

Jene unvergessliche Welt

Gedanken zum 100. Todestag von Scholem Alejchem

Claus STEPHANI

Am 13. Mai sind seit seinem Tod hundert Jahre vergangen. Doch liest man in seinen Büchern, ist er wieder unter uns, und mit ihm eine Welt, die einst nicht nur seine war – Scholem Alejchem, der eigentlich Scholem Jankew ben Menachem Nachum Rabinowicz hiess. Erinnerst man sich nun auch an andere grosse Namen ostjüdischer Schriftsteller, stellt sich unwillkürlich die Frage: Was wäre heute noch da vom Wissen um jene vernichtete und verlorene Welt, die nicht nur in der Erinnerung sondern auch in zahlreichen Erzählungen und Romanen weiterlebt, hätte es diese „Chronisten ihrer Zeit“ nicht gegeben?

Denn Scholem Alejchem, Mendele Mojcher Sforim (1835-1917) und Jizchok Leib Perez (1852-1915) – drei herausragende Namen, die zu den Begründern der modernen jiddischen Literatur gehören – haben jener Welt ein literarisches Sprachdenkmal geschaffen, das alle dunklen und braunen Zeiten überdauern konnte. Und 1978 erhielt dann Isaac Bashevis Singer (1902-1991) „als erster und bislang einziger jiddischer Schriftsteller“ den Nobelpreis für Literatur „für seine eindringliche Erzählkunst, die mit ihren Wurzeln in einer polnisch-jüdischen Kulturtradition universale Bedingungen des Menschen lebendig werden lässt“, wie es in der Begründung der Preisverleihung heisst.

Doch was wäre, könnte man nun weiter fragen, wenn es heute nicht auch die Bilder vom jüdischen Alltag in Osteuropa gäbe, die von 1935 bis 1939 der aus Pawlowsk bei St. Petersburg stammende Biologe und Wissenschaftsfotograf Roman Wischnjak (Vishniak) einst aufgenommen hat? Oder wenn zum Beispiel der Berliner Maler, Grafiker und Zeichner Hermann Struck (1876-1944), angeregt von Arnold Zweig, während seines Aufenthalts in Osteuropa 1915 nicht die eindrucksvollen Bildnisse für das Buch „Das ostjüdische Antlitz“ geschaffen hätte – 50 Steinzeichnungen, die 1920 im Berliner Welt-Verlag erschienen sind?

Ohne diese und manche andere künstlerischen Spiegelungen der verschwundenen jiddischen Welt im Osten, wären unser Gedenken, unsere Erinnerung und alles, was diese beiden spirituellen Säulen stützt, um vieles ahnungsloser und beschämend arm. Denn die damals teils schon assimilierten deutschen oder reichsdeutschen Juden, darunter auch Persönlichkeiten wie zum Beispiel der Politiker, Reichsaussenminister und Schriftsteller Walther Rathenau, „eine der herausragendsten Gestalten des zu Ende gehenden wilhelminischen Zeitalters“ (Julius H. Schoeps), standen dem Ostjudentum und der jiddischen Sprache meist ablehnend und manchmal sogar abwertend gegenüber. So schrieb Rathenau im März 1897 in der Berliner Zeitschrift „Die Zukunft“: „Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage. Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Berliner Sonntagen mittags um zwölf durch die Tiergartenstrasse gehen oder abends in den Vorraum eines Theaters blicken. Seltene Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm

glänzend und auffallend staffiert, von heissblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde.“

Etwa vier Jahrzehnte später ereilte dann die oft ahnungslosen Vertreter dieses „fremdartigen Menschenstammes“ und selbst jene, die längst nicht mehr zu deren „asiatischen Horde“ gehören wollten, die Schoa (das grosse Unheil, die Katastrophe). Und während des Zweiten Weltkriegs wurden selbst ihre jahrhundertealten Kulturdenkmäler in Osteuropa von deutschen Soldaten für immer zerstört. Erinnerst sei an dieser Stelle „nur“ an die über 200 Holzsynagogen im Dnjepr-Tal, die damals beim Vormarsch von Einheiten der Wehrmacht und der Waffen-SS niedergebrannt wurden. Ein Viertel Jahrhundert vorher, ab 1916, hatten zwei junge Künstler, Elieser „El“ Lissitzky (damals 26) und Issachar Ber Ryback (damals 19), den Auftrag erhalten, jüdische Kulturdenkmäler in den Shtetln der Ukraine und Weissrusslands dokumentarisch aufzunehmen. So begannen sie, Bauweise, Dekor und Innenausstattung dieser bedeutsamen Baudenkmäler, die bis dahin alle Pogrome überstanden hatten, mühevoll abzuzeichnen. Lissitzky (1890-1941) und Ryback (1897-1935) zogen damals entlang des Dnjepr-Flusses, sozusagen „von Dorf zu Dorf, von Shtetl zu Shtetl“, durch die Welt von Scholem Alejchem, der kurz vorher in New York verstorben war. Sie „massen, kopierten, notierten“, denn „es galt, die versteckten Spuren jüdischen Volkstums, dessen inneres Wesen aufzuspüren“, wie der amerikanische Kunsthistoriker Avram Kampf 1984 schrieb.

Diese und andere bildlichen Zeugnisse sowie „eine klangvolle Weltsprache, die man *mameloschn* und Jiddisch nennt und die immer noch von Johannesburg in Südafrika bis Czernowitz-Tschernivzi in der heute ukrainischen Nordbukowina gesprochen wird, verhelfen den Nachgeborenen zu Einsichten in die verschwundene Welt von Scholem Alejchem, Abraham Goldfaden, Mendele Mojcher Sforim und Itzhok Lejb Perez“, sagte Josef Burg (1912-2009), der letzte grosse ostjiddische Schriftsteller, in einem Gespräch, das der Verfasser dieser Zeilen 1992 mit ihm für den Bayerischen Rundfunk führte. „Aber um diese Welt, das grosse Leid und die kleinen Freuden seiner Menschen, zu begreifen, muss man auch die wunderbaren Fotos von Roman Wischnjak vor Augen haben...“

Scholem Rabinowicz, der sich als Schriftsteller das Pseudonym Scholem Alejchem (hebr. „Friede sei mit euch“) zulegte, wurde am 2. März 1859 in Perejaslaw (heute: Perejaslaw-Chmelnyzkyj) als Sohn eines Gutspächters geboren, der mit Holz und Getreide handelte und eine Lizenz zur Postbeförderung besass. Perejaslaw war damals eine Kleinstadt mit zahlreichen jüdischen Einwohnern. Von dort stammt übrigens auch die amerikanisch-jüdische Malerin und Bildhauerin Louise Nevelson (eigentlich Leah Berliawsky, 1899-1988) sowie die israelische Meistersportlerin Hanna Knjasjewa-Minenko (geb. 1989).

Den ersten, traditionell religiös geprägten Unterricht

Befreiung durch Erschütterung

Zum Ableben von Imre Kertész

Kerstin KELLERMANN

Dem „Mord als Weltanschauung“, dem „Mord als Verhaltensform“ setzte Imre Kertész das Leben entgegen. Über das grossartige literarische Vermächtnis des ungarischen Schriftstellers, der am 31. März 2016 in Budapest verstarb.

Als Imre Kertész erstmals den Ausdruck „Auschwitz-Lüge“ hörte, dachte er mit seinem schlechten Deutsch, die Neonazis leugneten, dass sie wieder so etwas Ähnliches wie eine Wiederholung der Methoden von Auschwitz und die Praxis des Völkermordes planen würden. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie Auschwitz als Ganzes leugnen würden. Kertész war „über alle Massen erstaunt. „Aber womit, dachte ich, wollen sie denn in den Augen ihrer Anhänger dann verführerisch erscheinen?“. Denn Auschwitz war ja für das Naziregime „in der Negativität auch das einzige bleibende Werk“, „das grosse Geheimnis, der furchtbare Schatten der Lichter von Nürnberg“, „die Krönung der nationalsozialistischen Gegenkultur, die grosse Bezeugung“, schreibt Kertész in seinem Essay *Das glücklose Jahrhundert*.

Mit dem jüdisch-ungarischen Schriftsteller Imre Kertész ist nun ein KZ-Überlebender gestorben, der seine eigenen Erfahrungen immer wieder hinterfragte, in verschiedenen literarischen Ansätzen und Figuren zu fassen versuchte und trotzdem nicht in Todesstrudel und Todessehnsucht geriet, wie zum Beispiel Primo Levi, der ähnlich spannend literarisch schrieb, sich aber umbrachte, als er der Pflege seiner Mutter nicht mehr gewachsen war.

Dem „Mord als Weltanschauung“, dem „Mord als Verhaltensform“ setzt Kertész das Leben entgegen: Wie Sisyphos sei der Mensch „dem Tod von der Schippe gesprungen und hat sich an dem ergötzt, was ihm zu zerstören auferlegt ist: am Leben“. Obwohl durch das Werk der Nazis doch eigentlich eine „jugendliche Phase“ der Menschheit beendet worden sei: „Das Staunen des Menschen über die Schöpfung, seine andächtige Verwunderung darü-

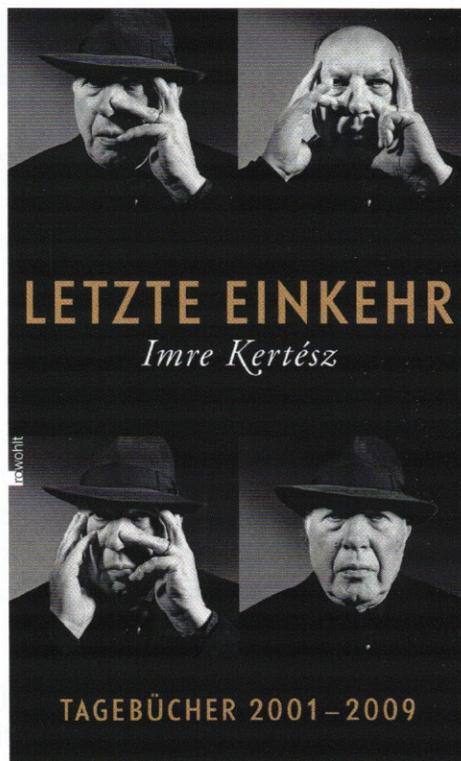
ber, dass vergängliche Materie – der menschliche Körper – lebt und eine Seele besitzt, seine Verwunderung über das Bestehen der Welt sind vergangen und damit eigentlich die Ehrfurcht vor dem Leben, die Andacht, die Freude, die Liebe.“

Ärger über Auschwitz und seinen Computer

Interessant ist, dass Imre Kertész schöpferisch-hoffnungsfroher und viel positiver schreibt, als Hannah Arendt, die ja nicht im KZ war, sondern als junge Frau 1933 durch die Gestapo verhaftet wurde und nach Paris bzw. 1941 nach New York fliehen konnte. „Die Nazis schienen überzeugt, dass es wichtiger sei, die Vernichtungsfabriken in Betrieb zu halten als den Krieg zu gewinnen“, schreibt sie in dem Essay „Vollendete Sinnlosigkeit“ und untersucht die Ausrottungspläne der Nazis, die oft der Ausbeutung durch Arbeitskraft diametral entgegenstanden. So meinte der Generalgouverneur von Polen: „Sie kennen ja die törichte Einstellung der Minderwertigkeit der uns unterworfenen Völker, und zwar in einem Augenblick, in welchem die Arbeitskraft dieser Völker eine der wesentlichsten Potenzen unseres Siegringens darstellt.“ Arendt denkt das, und das nahmen ihr sicher einige Juden übel, der Antisemitismus „nur den Boden bereitet, die Ausrottung ganzer Völker mit dem jüdischen Volk zu beginnen. Man weiss heute, dass im Vernichtungsprogramm von Hitler auch die Liquidation eines grossen Teils des deutschen Volkes vorgesehen war.“ Sie beruft sich auf Adolf Hitler und seinen Vorschlag, nach einem

neuen Reichsgesundheitsgesetz alle herz- und lungenkranken Deutschen und ihre Familien „verschwinden“ zu lassen.

Im Unterschied zu Imre Kertész und anderen KZ-Überlebenden (wie etwa auch Helga Kinsky-Pollak, die im Interview betonte, dass sie schon „ihr wahres Selbst“ behalten hätte, auch wenn sie das Schreiben in Auschwitz verlernt hätte und seitdem nie wieder geschrieben habe) beschreibt Hannah Arendt die Konzentrationslager-Insassen als „menschliche Wesen, die bereits ‚tot‘ sind“, die vernichtet bzw.



Mit freundlicher Genehmigung: Rowohlt Verlag, Presse und Bildarchiv.

Monika KACZEK

Gerhard Schmid (geb. 1960) politische Laufbahn begann in der Sozialistischen Jugend seines Wiener Heimatbezirks Hietzing, deren Vorsitz er von 1976 bis 1982 führte. Nach der Absolvierung eines Lehramtsstudiums an der Berufspädagogischen Akademie war er als Berufsschullehrer tätig, absolvierte nebenberuflich ein Diplomstudium der Politikwissenschaft und Pädagogik sowie im Anschluss daran ein Doktoratsstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien.

Weitere Stationen: ab 1997 Vizedirektor einer Wiener Berufsschule und ab 2000 Abteilungsleiter und Direktor am Pädagogischen Institut des Bundes in Wien. 2007 wurde er von Werner Faymann, dem damaligen Bundesminister für Verkehr, Innovation



© SPÖ

und Technologie, in sein Kabinett berufen. Nach der Bestellung Faymanns zum Bundeskanzler im Jahre 2008 folgte ihm Gerhard Schmid als wissenschaftlicher Mitarbeiter ins Bundeskanzleramt. Von 3. Juli 2015 bis 13. Juni 2016 war Gerhard Schmid Bundesgeschäftsführer der SPÖ¹ und seit dem 24. November 2015 ist er als Landtagsabgeordneter sowie im Gemeinderat tätig.

DAVID: Seit Ihrer Jugend sind Sie in der SPÖ aktiv. Kommen Sie aus einem sozialdemokratisch geprägten Elternhaus?

G. Schmid: Ja, ich komme aus einem weitestgehend sozialdemokratischen Umfeld. Mein Grossvater väterlicherseits war beim Republikanischen Schutzbund aktiv, mein Vater engagierte sich als Betriebsrat in der damals noch verstaatlichten Industrie. Als ich mit 16 Jahren in der Sozialistischen Jugend aktiv wurde, war mit Sicherheit der damalige Bundeskanzler Bruno Kreisky die wohl prägendste politische Persönlichkeit und ein Vorbild für mich. Damals wurde mir bewusst, welche Kraft in der sozialdemokratischen Bewegung steckt.

DAVID: Nach Ihrer Bestellung zum Bundesgeschäftsführer der SPÖ am 3. Juli 2015 betonten Sie, dass sozialdemokratische Werte wie Bildung und leistbares Wohnen verstärkt in den Vordergrund treten müssten.² Was sind für Sie weitere

Aufgaben der Sozialdemokratie in der Gegenwart und vor allem in der Zukunft?

G. Schmid: Im Leben und in der Welt müssen meines Erachtens Fragen der sozialen Gerechtigkeit, der Humanität und Toleranz im Vordergrund stehen – frei nach Otto Bauer geht es um die individuelle Freiheit der Menschen in einem sozialen Zusammenhang. Entscheidend für diese Maximen

ist die politische Bearbeitung der „sozialen Frage“. Da geht es etwa darum, wie wir die Kluft zwischen Arm und Reich verringern oder gar überwinden – etwa durch eine gerechte Verteilung des Wohlstands oder qualitative Arbeitsplätze für möglichst viele Menschen. Das beschäftigt uns damals wie heute, wenn auch unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Die

Sozialdemokratie ist deshalb so eine starke und traditionsreiche Bewegung geworden, weil sie immer dafür eingetreten ist, dass alle Menschen die gleichen Möglichkeiten für ein selbstbestimmtes Leben vorfinden. Beste Bildung für alle Menschen – ein Thema, das mich seit jeher begleitet und eng mit der sozialen Frage verbunden ist – ist mit Sicherheit ein weiterer wichtiger Schlüssel für die Zukunft unserer Gesellschaft.

DAVID: Mit Entsetzen beobachten wir in ganz Europa einen stärker werdenden Rechtsruck innerhalb der Gesellschaft und der Politik. Besonders in der Anonymität der sozialen Medien tauchen immer wieder erschütternde rassistische und menschenverachtende Meldungen auf. Gruppierungen, wie die AfD in Deutschland, schrecken auch vor antisemitischen Vergleichen nicht zurück. Erklärungsmodelle für diese Gesinnung kann man finden, doch es stellt sich die Frage, wie man mit diesem Gedankengut umgehen soll.

G. Schmid: Leider versuchen rechte Hetzer und Blender durch das Schüren von rassistischen Ressentiments und einem diffusen Hass auf Andersdenkende und –gläubige von der Notwendigkeit einer gerechteren Gesellschaft abzulenken. Dort, wo rechtsextreme Gruppierungen mit den Grundsätzen unserer demokratischen Verfassung kollidieren, muss man sie mit allen Mitteln des Rechtsstaates

Die Wiederbelebung einer verlassenen Landschaft

90 Jahre Raxbahn

Tina WALZER

1926 wurde die Raxbahn eröffnet. Pünktlich zum 90-Jahr-Jubiläum soll sie im Juli 2016 generalsaniert ihren Betrieb wieder aufnehmen. Bot die Sommerfrische-Region noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen tristen Anblick: einsam und leer die meisten Grand Hotels, Pensionen und Villen, so trug die Förderung des Alpentourismus durch die Aufstiegshilfe der Seilbahn doch wesentlich zu einer Wiederbelebung der verlassenen Landschaft bei.

In den 1980er Jahren: die urbane Sommerfrische-Idylle lag verlassen da, schäbig und baufällig waren die Schlösser und Grand Hotels des einstigen Wiener Bürgertums. Die meisten Attraktionen kannte man nur mehr von Erinnerungsschildern, ihre Bauten waren längst verschwunden. Tagesausflügler dominierten den lokalen Tourismus. Doch waren die Revitalisierungsversuche der letzten Jahre erfolgreich, die Region Reichenau-Semmering erblühte wieder. Wesentlichen Anteil daran haben die *Festspiele Reichenau*, die mit ambitionierten Theaterproduktionen das Publikum vor allem aus dem sommerlich heißen Wien anlocken und dazu verführen können, gleich ein paar Tage in der angenehmen Kühle der atemberaubend malerischen Landschaftskulisse zu verweilen. Den Beginn machte der Einfall, das leerstehende, langsam verfallende *Südbahn-Hotel* als ideale Bühne für experimentelle Theatervorführungen zu nutzen. Alptraumartig getrieben irrlichterte *Alma* durch die mit letzten Resten des Originalmobiliars ausgestatteten Zimmerfluchten.

Zauberberg

Nicht von ungefähr wird die Region Reichenau-Semmering mit dem Ambiente aus Thomas Manns *Zauberberg* verglichen. Den morbiden Charme der einstigen Grandeur, mit unzulänglichen Mitteln so lange wie möglich aufrecht erhalten, setzte zuletzt wohl am eindrucksvollsten der Film *Grand Budapest Hotel* in Szene, dessen fiktiver Schauplatz im böhmischen Kurort Karlsbad stellvertretend auch für die alpinen Sommerfrischeregionen der Habsburgermonarchie stehen soll. Und auch dieser Film orientiert sich an literarischen Zeugnissen, deren bildermächtige Sprache es fertig bringt, die Stefan Zweigsche *Welt von Gestern* wenigstens in der Phantasie des Lesers wieder-auferstehen lassen.

Es sind zum überwiegenden Teil jüdische Autoren, die hier für die Nachwelt Erinnerungsarbeit geleistet haben, indem sie Versunkenes für immer in Worte gefasst und so dem Vergessen entrissen haben. Arthur Schnitzlers *Weites Land* zählt nach wie vor zu den Theaterklassikern Wiens. Und auch Heimito von Doderer kommt bei seinen seitenreichen Beschwörungen dieser versunkenen Welt nicht am Semmering-Reichenauschen Sommerfrische-Idyll vorbei, von der *Strudelhofstiege* (erschienen 1951) bis zu den *Dämonen* (erschienen 1956) zieht es seine Protagonisten immer wieder dorthin. Die Portraitierten waren in der österreichischen Nachkriegszeit, als der Autor sich die Szenen ausdachte, längst verschwunden. Karl Farkas (1893 Wien – 1971 Wien), von Heimweh getrieben, installierte sich, einer der wenigen Überlebenden,

erneut in einem Sommerhaus in Dörfel bei Edlach an der Rax und erinnerte sich wohl wehmütig, wie er die Villa seinerzeit, 1928 unter besseren Vorzeichen für sich und seine Familie erworben hatte.

Sommerfrische

Die Familie Rothschild hatte sich um die Südbahngesellschaft verdient gemacht und den Bahnbau wesentlich befördert. 1884 begann Nathaniel Mayer Freiherr von Rothschild (1836 Frankfurt am Main – 1905 Wien), in Reichenau-Hinterleiten ein Schloss im historistischen Stil zu errichten, das er jedoch nicht fertigstellen liess und die Anlage für wohltätige Zwecke stiftete. Nachdem die ursprünglich von ihm beschenkten „Brustkranken“ (Tuberkulosepatienten) in der Gemeinde Reichenau unerwünscht waren, kam es schliesslich zu einer Überlassung des Gebäudes an das k. u. k. Kriegsministerium zwecks Nutzung durch invalide Offiziere.

In der Folge fanden sich zahlreiche jüdische Familien zur Sommerfrische in der Gegend ein, Künstler wie Alban Berg und seine Schwester suchten Inspiration, jüdische Waiseneinrichtungen schickten ihre Zöglinge in der heißen Jahreszeit dorthin aufs Land.

Im Zuge der Auflösung des Mädchenwaisenhauses des *Vereines zur Versorgung hilfsbedürftiger israelitischer Waisen*, einer Stiftung der Familie Gutmann in der Ruthgasse in Wiens 19. Bezirk, kaufte die Israelitische Kultusgemeinde Wien 1935 ein Erholungsheim samt Wiesen und Waldgrundstücken in Payerbach-Kübel an, die sogenannte *Vetsera-Villa*. Helene Baltazzi Freifrau von Vetsera (1847 Marseille – 1925 Wien), die Mutter von Kronprinz Rudolfs Geliebter Mary Vetsera, war 1892 bis 1921 hier Hausherrin gewesen. Unter dem Titel *Kinder aufs Land* versorgte die jüdische Glaubensgemeinschaft nun in den Jahren vor Beginn des NS-Regimes während des Sommers in dem von einem Landschaftsgarten umgebenen Bau bis zu 4.000 Kinder. Das Gebäude wurde enteignet und 1939 von der *NS-Volkswohlfahrt Berlin* in Beschlag genommen. 1945 kam es an die Republik Österreich und wurde 1952 an die Israelitische Kultusgemeinde Wien zurückgestellt.

Der Begründer des Zionismus, Theodor Herzl (1860 Pest – 1904 Edlach), suchte Heilung von einem Herzleiden in Edlach an der Rax. Er verstarb während des vergeblichen Kurversuches. Seine Abschiedsworte sind überliefert: „Grüssen Sie Alle von mir, und sagen Sie Ihnen, ich habe mein Herz-Blut für mein Volk gegeben.“

Informationen: <http://www.raxalpe.com/de/die-rax-seilbahn/geschichte-seilbahn>
<http://www.festspiele-reichenau.com/>

Nachlese: Die Eroberung der Landschaft. Semmering, Rax, Schneeberg. Hg. von Wolfgang Kos. Katalog zur **Niederösterreichischen Landesausstellung Schloss Gloggnitz 1992.** Falter Verlag 1992. (= Katalog des NÖ Landesmuseums Neue Folge Nr. 295)

Tina WALZER

Verlässlich nähert sich die sommerliche Eröffnung der Salzburger Festspiele, dieses Jahr im Licht des Jubiläums: 200 Jahre ist Salzburg nun bei Österreich. Der jüdische Anteil am heutigen Weltruhm der alten Bischofsstadt ist nicht hoch genug einzuschätzen.

Infolge der *Napoleonischen Kriege* kam Salzburg zu Österreich. Hatten die Juden Napoleon verehrt, weil ihnen unter seinem Regime 1804 im Rahmen des *Code Civil* die bürgerlichen Rechte verliehen worden

waren, so mussten sie in Österreich doch noch bis 1867 warten, bis das *Staatsgrundgesetz* selbst Juden gleiche Rechte wie den übrigen Staatsbürgern garantierte. Sobald die rechtlichen Hindernisse beseitigt waren, nahm das jüdische Leben auch abseits der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien einen sprunghaften Aufschwung. In Landeshauptstädten wie kleinen Provinzgemeinden bildeten sich Kultusgemeinden, deren Rechte im Zusammenleben des Alltags schliesslich auch durch das *Israe-*

litengesetz 1890 gesetzlich festgeschrieben waren. Synagogen wurden gebaut, Friedhöfe entstanden, Vereine, Organisationen konstituierten sich. Die Entwicklung der Sommerfrische tat ihr Übriges, um Juden in ganz Österreich reisen zu lassen, unbekannte Bergtäler ebenso zu erkunden wie saisonweise idyllische Sommervillen an Seen zu beziehen. Die Juden entdeckten die Provinz. Albert Pollak durfte sich 1867 als Erster nach jahrhundertlangem Aufenthaltsverbot für Juden in Salzburg niederlassen. Die Israelitische Kultusgemeinde Salzburg war ab 1911 eine eigenständige Kultusgemeinde; bis dahin hatte sie organisatorisch zu Linz gehört.

Von der Assimilation zum Jedermann

War den Juden seit Joseph II. und seinem *Toleranzpatent* eingebläut worden, sich anzupassen, einzugliedern, nur ja nicht aufzufallen im vielsprachi-

gen Chor der kakanischen Bevölkerungsvielfalt, so setzten sie ihrerseits alles daran, in der umgebenden nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung akzeptiert zu werden. Lange wirkten die Ideen der Aufklärung, auch der *Haskala*, noch nach bis ins 20. Jahrhundert, immer wieder verliessen Juden ihren Glauben zugunsten eines vermeintlich sichereren, alltags-tauglichen Christentums. Auch die Familie des Seidenfabrikanten Isak Löw Hofmann von Hofmannsthal (1759 – 1849), eines der Gründerväter der *Israelitischen Kultusgemeinde Wien* 1829, bildete

da keine Ausnahme. Dessen Urenkel, der Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal (1874 - 1929) schrieb von christlicher Moral inspirierte Stücke wie *Jedermann* und begründete 1920 mit diesem von Max Reinhardt (1873 Baden bei Wien – 1943 New York) als barock-katholisches „Mysterienspiel“ gekonnt in Szene gesetzten Kassenschlager den Welterfolg der *Salzburger Festspiele*. Reinhardts Sommerresidenz Schloss Leopoldskron wurde in der Folge zum Treffpunkt der Reichen und Schönen

dieser Welt. Die Exponenten der Wiener Ringstrassengesellschaft verbrachten verregnete Sommer im Salzkammergut und zögerten nicht, sich in Lederhosen und Dirndl zu zwängen, um als hoffentlich ebenbürtige Mitbürger den illustren Aufführungen und Veranstaltungen beizuwohnen.

Vertreibung und Verfolgung

Stefan Zweig (1881 Wien – 1942 Pétropolis) beobachtete das Treiben von seinem Haus am Kapuzinerberg aus mit zunehmendem Misstrauen, blieben ihm die vielen Anfeindungen in der näheren und weiteren Umgebung gegenüber „den Juden“ doch keineswegs verborgen. Bereits 1921 hatte die Urlaubsgemeinde Mattsee, die „judenrein“ zu sein wünschte, dem Komponisten Arnold Schönberg (1874 Wien – 1951 Los Angeles) nahegelegt, den Sitz seiner Sommerfrische zu verlassen. Am 18.



Jeden Sommer findet vor dem Dom *Jedermann*. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes statt, und *Jedermanns Name* schallt spätnachts von der Feste Hohensalzburg herunter über den Domplatz und durch die Innenstadt. Foto: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.

Die Synagogen von Venedig

Gianmario GUIDARELLI und Stefano ZAGGIA

Die fünf Synagogen des Ghettos von Venedig liegen im Herzen des Stadtnetzes eingebettet. Von jeher waren sie identitätsstiftende Zentren unterschiedlicher Gruppierungen mit jeweils eigenen Riten, aus denen sich die jüdische Gemeinde zusammensetzte. Man traf sich dort, um zu beten, zu unterrichten und die ärmeren Glaubensgenossen zu unterstützen. In Venedig, wie anderswo auch, wurden die Synagogen oft als „Scuola“ – „Schule“ bezeichnet.

Die fünf Synagogen von Venedig, üblicherweise auch *Schulen* genannt, spielten eine bedeutende Rolle im innerstädtischen Gefüge des Ghettos - sei es als imposante Gebäude, die urbane Plätze definieren, oder aber als Räume, die in bereits bestehenden Wohngebäuden geschaffen worden waren und deren Gegenwart auch heute noch von aussen lediglich durch schlichte Zierelemente angezeigt wird: grosse Fenster, Inschriften, Laternen, die emporragen, um das Licht von oben einzusammeln. Für die jüdische Religion existieren keine spezifischen Bestimmungen, die die räumliche Organisation der Synagogen betreffen. Dennoch entstanden im Laufe der Zeit einige Traditionen bezüglich der Anordnung der beiden wichtigsten rituellen Einrichtungsgegenstände, die für den Gottesdienst gebraucht werden: die *Bimah* (oder auch, bei den Sefarden, *Tevah*; die Kanzel) und der *Aron ha-kodesch* (der Thoraschrein, auch als „Truhe“ oder „heilige Truhe“ bezeichnet). Die einzige vereinheitlichende Vorschrift betrifft die Ausrichtung des Saales, dessen Hauptachse vom *Aron* bestimmt ist, dem Fokus des Raumes im wahrsten Sinn des Wortes, an der östlichen Wand angebracht, das heisst, in Richtung Jerusalem.

Scuola Tedesca

Die erste Synagoge, im Jahr 1528 im Ghetto errichtet, wurde *Tedesca* (*Deutsche*) genannt. Ihr Kultsaal findet sich heute im vierten Gebäudestockwerk gelegen, denn die Innenräume sind, so wie beim Grossteil der Synagogen in Venedig, das Resultat zahlloser Umbauten. Die ursprüngliche Anordnung der Kultureinrichtungen im Saal sah die Position des im Jahre 1666 wiederhergestellten *Aron* an der kurzen Seite des Raumes in Richtung des *Canale* vor. Die *Bimah* hingegen befand sich in der Mitte des Saales, unter der

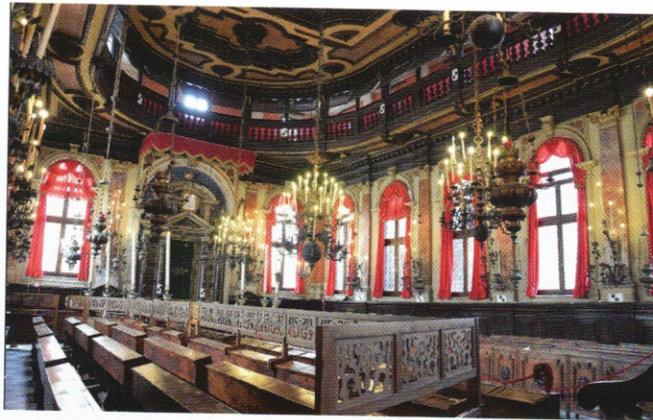
Laterne, die, noch offen gegen Aussen hin, von oben eine grosse, theatralisch inszenierte Menge an Licht herunterrieseln liess. Diese Anordnung ist charakteristisch für aschkenasische Synagogen in Mittel- und Nordeuropa. Sie wurde noch vor dem Jahr 1733 völlig auf den Kopf gestellt, als die *Bimah* an die kurze Seite des Raumes, in Richtung *Campo*, verschoben wurde.

Scuola Canton, Scuola Italiana

Auf die *Scuola Tedesca* folgte um 1531-32 die Errichtung der privaten *Scuola Canton* und 1575 schliesslich jene der *Scuola Italiana*. In den beiden Letztgenannten sticht die Position der *Bimah* hervor: sie findet sich dort in einer Aussennische untergebracht und wird von einer Laterne beleuchtet.

Scuola Ponantina und Scuola Levantina

Die beiden jüngsten Synagogen sind jene, die dem spanischem Ritus folgen: die *Scuola Ponantina* und die *Scuola Levantina*. Sie umschliessen den kleinen Platz des *Ghetto Vecchio* als eigenständige, imposante Gebäude. In beiden Fällen befinden sich die Kultureinrichtungen *Aron* und *Bimah* in der Raummitte, so wie es charakteristisch ist für den sefardischen Ritualbau, und in beiden Fällen handelt es sich um einen Innenraum von doppelter Höhe mit einer Empore für die Frauen.



Venedig, Ghetto, Sinagoga Ponantina, Innenraum, Blick zum *Aron ha-kodesch*. Foto: G. Guidarelli, mit freundlicher Genehmigung.

Der Bau der gegenwärtigen *Scuola Ponantina* begann vor 1612, als ein erstes Projekt ausgearbeitet und

mit dem Kauf angrenzender Häuser begonnen wurde. Mitte des 17. Jahrhunderts wurden umfassende Umbauarbeiten eingeleitet. Diese waren spätestens 1657 abgeschlossen, als das Gebäude in einigen Dokumenten als „fabbricato da novo“ („von Neuem erbaut“) beschrieben wurde.

1680 wurde die Ausgestaltung der *Scuola Levantina* beschlossen; sie geht vermutlich auf einen Entwurf des venezianischen Architekten Alessandro Tremignon (1635 Padua – 1711 Venedig) zurück. Die Ausstattung beider Synagogen weist zahlreiche Ähnlichkeiten auf und ist durch eine gehobene, an bildhauerischen Details reiche Ausführung charakterisiert.

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr.in Eva Holpfer - DAVID dankt für die Unterstützung!

Sie haben Fragen ...

- an den Bundeskanzler, an den Bundesminister für Kunst und Kultur, Verfassung und Medien, an die Staatssekretärin für Diversität, Öffentlichen Dienst und Digitalisierung
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zu E-Government
- zu Handy-Signatur und Bürgerkarte

Bürgerinnen- und Bürgerservice – Service- und Europatelefon

Servicezeiten: Montag bis Freitag: 8 bis 16 Uhr (werktags)

 0800 222 666 (gebührenfrei aus ganz Österreich)

 service@bka.gv.at

 Bürgerinnen- und Bürgerservice, Bundeskanzleramt, Ballhausplatz 1, 1010 Wien

 +43 1 531 15-204274

Beim Team des Service- und Europatelefons des Bundeskanzleramtes ist Ihr Anliegen in den besten Händen. Sie bekommen umfassende und kompetente Beratung und Information.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Die Wirtschaft ist nachhaltig!



© Weinwurm



Pünktlich zum 90jährigen Jubiläum wird die Rax-Seilbahn generalsaniert. Das ist als gelernter Wiener erfreulich, zählt doch die Rax zu den beliebtesten Ausflugszielen überhaupt, vor allem für uns aus der Hauptstadt. Für mich zeigt das: die heimische Wirtschaft ist nachhaltig. Auch im Zeitalter der Digitalisierung wird es dennoch immer Dinge geben, die aus der vorletzten Generation stammen und dennoch einen festen Platz in der Wertschöpfung haben. So sehe ich es auch mit unserer Industrie: Egal ob Industrie 4.0 oder Dienstleistungsboom, der produzierende Bereich ist und bleibt essentiell. Leider haben das in Wien nicht viele erkannt. In den letzten 15 Jahren hat Wien über 460 ha oder 640 Fußballfelder verbaut. Diese Entwicklung ist dramatisch. Das bedeutet es geht um Arbeitsplätze, auch hier sind die Zahlen nicht viel besser: 2001 waren noch 1.143 Industriebetriebe mit mehr als 69.000 Beschäftigten am Standort Wien tätig. 15 Jahre später sind es nur noch knapp 700 Unternehmen mit 50.700 Beschäftigten. Seit 1992 sind überhaupt 6 von 10 Industriebetrieben aus Wien abgewandert. Wir müssen diese Entwicklung stoppen. Als Wirtschaftskammer Wien möchten wir durch ein gemeinsames Standortabkommen mit der Stadt Wien die Betriebsflächen für Wien sichern. Wir verstehen: Die Menschen brauchen Platz um zu Leben und Wien wächst, doch muss uns auch unbedingt bewusst sein, dass jene die zu uns kommen auch arbeiten sollen können. Nur gemeinsam werden wir Lösungen schaffen und nur gemeinsam Konzepte erarbeiten. Für die Zukunft und für ein nachhaltiges Wien.

Ihr **Walter Ruck**
Präsident der Wirtschaftskammer Wien



Sehr geehrte Leserinnen und Leser des DAVID!

500 Jahre sind nun bereits vergangen, seit das jüdische Ghetto auf Initiative des venezianischen Adligen Zacharias Dolfin gegründet wurde. 500 Jahre, in denen Jüdinnen und Juden auf der ganzen Welt Unfassbares zu erleben hatten. Im heutigen Wien ist es möglich, mit einem Stadtspaziergang durch das Jüdische Viertel auf die Spuren der jüdischen Gemeinde zu stossen. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gelangt das jüdische Leben Schritt für Schritt wieder in das Strassenleben Wiens. Es muss unser aller Bestreben sein, dass die Ausübung von jüdischer Religion und Tradition als Bestandteil österreichischer Kultur gesehen und geachtet wird. Die Errungenschaften einzelner Personen und der jüdischen Gemeinde als Ganzes sind aus unserer Gesellschaft nicht wegzudenken. Dementsprechend müssen wir gegen sämtliche Formen des Antisemitismus und Antijudaismus mit Vehemenz und für die Wertschätzung kultureller und religiöser Vielfalt eintreten.

Ich wünsche Ihnen allen eine gute Lektüre!

Karlheinz Kopf

Zweiter Präsident des Nationalrates



Sehr geehrte Leserinnen und Leser des DAVID,

Diese Ausgabe des DAVID beinhaltet die Schwerpunktthemen 200 Jahre Salzburg bei Österreich, 500 Jahre Ghetto in Venedig und 90 Jahre Rax-Seilbahn.

Als Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien freut es mich, dass es auch in den Bundesländern jüdisches Leben und aktive Gemeinden gibt. Die Salzburger Gemeinde wird seit langer Zeit vom unermüdlichen Marko Feingold geleitet, dem ich auf diesem Wege die besten Wünsche übermitteln möchte. Schon seit Jahrzehnten gilt sein Engagement und Einsatz dem Kampf gegen Antisemitismus. Durch seine Auftritte als Zeitzeuge vor Schulklassen trägt er viel dazu bei, bereits bei Kindern und Jugendlichen deren kritisches Bewusstsein zu schärfen. Ich durfte ihn letztes Jahr live erleben, als er beim March of the Living von Auschwitz nach Birkenau vor einer grossen Gruppe österreichischer Jugendlicher gesprochen hat. Es war für mich und die Jugendlichen ein unvergessliches Erlebnis.

Anlässlich des 500-jährigen Bestehens des venezianischen Ghettos war bereits letztes Jahr eine Ausstellung von wieder gefundenen und restaurierten Judaica aus Venedig im Wiener Belvedere zu Gast. Dies hat bereits einen kleinen Einblick in die Vielfalt und den Reichtum des kulturellen Lebens der jüdischen Gemeinde in Venedig gegeben. In Venedig wird dieses Jahr das Jubiläum mit einer grossen Ausstellung und einem reichhaltigen Kulturprogramm gefeiert.

Ich wünsche allen Mitgliedern und Freunden der Kultusgemeinde Wien und allen Lesern des DAVID einen schönen, erholsamen Sommer.

Ihr **Oskar Deutsch**
Präsident

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



Shylock im Ghetto

Eine Shakespeare-Jubiläumsproduktion in Venedig

Shaul BASSI

Am 26. Juli 2016, 500 Jahre seit dem Augenblick, da der Doge Leonardo Loredan angeordnet hatte, die venezianischen Juden in einem Randgebiet zu konzentrieren und abzusondern, wo einmal die alten Kupfergiessereien gewesen waren (italien. Il Geto), und 400 Jahre nach dem Tod von William Shakespeare, wird dessen Theaterstück Der Kaufmann von Venedig zum ersten Mal in der Geschichte im Ghetto von Venedig aufgeführt werden. Ein theatralischer Ort und ein theatralisches Werk, ein Denkmal des materiellen Erbes Europas, und ein Dokument seines geistigen Erbes: Was haben diese beiden „Ereignisse“ gemeinsam, die eine Laune der Geschichte miteinander verknüpft hat?

Und vor allem, was für einen Sinn macht es, den berühmtesten, aber eben auch fiktivsten venezianischen Juden, Shylock, an einem Ort in Szene zu setzen, der den wirklichen Juden von Venedig Leiden und Aberkennung der Freiheit gebracht hat? Dieses Projekt ist von dem Bewusstsein ausgegangen, dass man sich nicht auf einfachen und eindeutigen Interpretationen des Ghettos und des *Mercante* (Händlers) ausruhen konnte, und dass es um das Zusammenleben in Ambivalenz gehen musste. Das paradoxe Element, den beiden gemein, ist, dass oft versucht worden ist, sie in einfache moralische Formeln zu zwingen: zu behaupten, dass *Der Kaufmann von Venedig* ein antisemitisches Werk ist, oder ein philosemitisches Werk, dass das Ghetto ein ethnisches Viertel war, das den jüdischen Zusammenhalt begünstigt hat, oder dass es das Vorzimmer von Auschwitz gewesen ist.

Wie in keinem anderen Fall ist hier das oft zitierte Motto von Walter Benjamin gültig, „Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein“. Das zweite fundamentale Element ist, dass das Ghetto und *Il Mercante* alte Phänomene von dringlicher Aktualität bleiben. Wie nie zuvor ist die Welt voll von Ghettos: wie nie zuvor stehen die Begegnung, der Zusammenstoß, die Ausbeutung zwischen und von verschiedenen Kulturen auf der Tagesordnung.

Blicken wir einen Augenblick zurück, um die wichtigen Fakten Revue passieren zu lassen. Um 1378 schrieb der italienische Schriftsteller Ser Giovanni Fiorentino eine Novelle, in der ein Jude aus Mestre dem Christen Ansaldo 10.000 Dukaten borgte und als Strafe ein Pfund Fleisch verlangte. Bei Nichtbezahlung der Schuld wurde dem Juden das Recht anerkannt, das Pfund abzuschneiden, aber keine Unze mehr und keine Unze weniger, und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Dialektisch besiegt, verliert der Jude sein Vermögen, und verlässt die Szene erzürnt, indem er den Vertrag zerreißt. Mehr als zwei Jahrhunderte später, in einem England, das seit langem die eigenen Juden ausgewiesen hatte, las William Shakespeare diese Novelle und gestaltete die Figur des Shylock. In der Zwischenzeit kam es zu einem epochalen Ereignis. 1516 wurde das Ghetto von Venedig gegründet, ein Ort, den Shakespeare wohl gewiss nicht besucht hat und in seinem Werk nicht erwähnt. Aber in der Handlung von *Der Kaufmann von Venedig* setzen das Haus des Juden und die tägliche Interaktion zwischen Juden und Christen gerade jenen familiären Bereich der Begegnung innerhalb der Stadt voraus, einer damals vorherrschenden europäischen Metropole. Shakespeare muss vom Ghetto gehört haben, und er macht Shylock zu einem venezianischen Bürger. Gerade in seiner Eigenschaft als venezianischer Bürger ist es ihm möglich, seinen Rivalen Antonio zum Prozess vor

den Dogen zu bringen, abgesehen davon, dass er in die unvermeidbare rechtliche Niederlage gerät, die bei Shakespeare (im Gegensatz zur italienischen Novelle) zu seiner Konversion zum Christentum führt. Heute ist Ser Giovanni Novelle ein Vermächtnis für Spezialisten, während Shylock die mächtigste Inkarnation des Stereotyps des Juden geworden ist, dessen Existenz eine Dreifaltigkeit mit Geld und Rache bildet, das Gegenteil der christlichen Barmherzigkeit. Man kann daher nicht von Shylock absehen, wenn man die Geschichte der venezianischen Juden erzählt, vor allem, weil es noch immer zu viele sind, die davon überzeugt sind, dass die Juden ein Volk des Geldes und der Rache sind.



Giovanni Grevembroch (1731 – 1807), *Nobile al banco*, in: *Gli abiti de veneziani di quasi ogni età con diligenza raccolti e dipinti nel secolo XVIII*. Zweite Hälfte 18. Jahrhundert, aquarellierte Zeichnung, 288 × 200 mm. Venezia, Biblioteca del Museo Correr. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.



Jüdischer Hochzeitsvertrag zwischen Diana bat Gavri'el Barak Caravaglio und Mošeh ben Ya'aqov Baruk Caravaglio, 1723 (Montag 14 Nissan 5483), Tempera und Tusche auf profiliertem Pergament, Hochformat, 920 × 665 mm. Venezia, Museo Correr - Gabinetto Disegni e Stampe, Ketubbah 17. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.

Jahren vernachlässigten grossen *Palazzi*, die einer Festigung und Renovierung bedurften. Aus diesem Blickwinkel ist der Auszug einiger grosser jüdischer Familien von besonderem Interesse, deren Kaufkraft bereits beachtlich war und gerade in jenen Jahren, die dem Fall der Republik folgten, anstieg. Sie zogen aus dem alten, von Mauern begrenzten Bereich in *Cannaregio* aus, da sie plötzlich über Mittel verfügten, in Immobilienbesitz zu investieren. Der Handel einiger Bankiers und Kaufleute hatte sich bereits vor dem Fall der Republik in eine stark internationale Richtung entwickelt.

Integration

Ein Jahrhundert nach dem Dekret, das ihnen die Freiheit zugestand, sind die venezianischen Juden

(die Volkszählung des Jahres 1901 registriert 2.474 Personen) im Wesentlichen in die umgebende Mehrheitsgesellschaft und ins urbane Gefüge integriert, bis hin zu jenen, die vollkommen Teil der politischen, kulturellen und ökonomischen Elite der Stadt geworden sind. Insgesamt stellten das *Risorgimento* und der Erste Weltkrieg Phasen der nationalstaatlichen Entwicklung Italiens dar, an der Juden teilnahmen, wenn auch nicht ohne Widersprüche und Spannungen. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erlangte die Präsenz des jüdischen Bürgertums in der venezianischen Gesellschaft ein nicht unbeträchtliches Gewicht.

Verfolgung und Deportation

Nach Mussolinis Gesetzen von 1938 und 1939 waren es die faschistischen Gewerkschaften, die dort vorgesehene restriktive Massnahmen ergriffen, so dass im Jahr 1940 per Rundschreiben eine Liste mit Namen von Juden, die nicht länger einen Beruf ausüben durften, verbreitet wurde. Im Dezember 1943 wurden die Verhafteten in das Durchgangslager Fossoli [heute ein Stadtteil von Carpi] deportiert, von dort im darauffolgenden Februar nach Auschwitz. Zwischen 1944 und den ersten Monaten des Jahres 1945 verdoppelte sich die Zahl jener, auf die in der Stadt und in der Umgebung Jagd gemacht wurde, um sie zu deportieren, auf 230 Personen⁴. Wendepunkt war der 11. Mai, als ein Projekt zur Wiederherstellung der Gemeinde präsentiert wurde. Die Rückkehr zur Normalität erfolgte jedoch nicht unverzüglich.

1 Rat der Zehn; venezianisches Höchstgericht und oberste Polizeibehörde Venedigs; Anm. d. Red.
 2 Anm. d. Red: Der Originalbegriff ist mehrdeutig und kann sowohl positiv als auch pejorativ besetzt verwendet werden: Gezeter, Gejohle, Hilfe-, Warn- oder Hurrarufe und Entsetzensschreie; „grida“ bezieht sich jedenfalls auf das Ausrufen der Anordnung auf öffentlichen Plätzen.
 3 Organ der Republik Venedig; venezianische Handelskommission; Anm. d. Übers. und Red.
 4 Anmerkung der Redaktion: Laut Homepage des Jüdischen Museums Venedig beträgt die Zahl der Deportierten, wenn man die Verfolgung vom 5. Dezember 1943 einbezieht, 246 Personen (Link: <http://www.museoebraico.it/ebrei.venezia.shoa.html>).

**Aus dem Italienischen übersetzt
 von Dr.in Eva Holpfer - DAVID dankt
 für die Unterstützung!**

27. März 1516: Der venezianische Adelige Zaccharia Dolfin, illustres Mitglied des Kollegiums der Republik Venedig, schlägt diesem vor, „alle“ Juden von Venedig ins Ghetto Nuovo, ein Neues Ghetto, zu schicken, „das wie ein Schloss ist“. Der Bankier Anselmo, der offensichtlich eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen zwischen der Regierung der Republik und der jüdischen Gemeinde spielte, protestierte heftig. Trotzdem beschloss der Senat zwei Tage später, am 29. März, Juden hätten aus den verschiedenen Stadtvierteln „alle zusammen“ in den Hof jener Häuser zu übersiedeln, die das nunmehrige Ghetto, bei San Girolamo, bildeten: „um den vielen Unruhen und Scherereien abzuhelpen“.

Die Republik hatte demnach beschlossen, für die jüdische Minderheit auch in der Hauptstadt einen Raum zu bestimmen, der durch zwei Tore begrenzt war. Diese sollten nach dem Willen des Senats am Morgen zum Klang der „Marangona“ (der Glocke von San Marco, welche den Rhythmus der Aktivität der Stadt bestimmte) geöffnet und am Abend um Mitternacht von vier christlichen Wächtern geschlossen werden. Letztere wurden von den Juden selbst bezahlt und sollten am selben Ort wohnen - und zwar ohne ihre Familien, um sich der Kontrolltätigkeit besser widmen zu können. Zwei Boote des *Consiglio dei Dieci*¹ mit Wächtern, die von den neuen „Schlossherren“ bezahlt wurden, sollten in der Nacht auf dem Kanal um die Insel kreisen, um die öffentliche Sicherheit zu gewährleisten. Am darauffolgenden 1. April waren zur öffentlichen Verlautbarung die gleichen Schreie

(„grida“²) auf dem *Rialto* und allen weiteren Brücken jener Stadtbezirke zu hören, in denen Juden bis dahin ansässig waren.

Berufsstrukturen

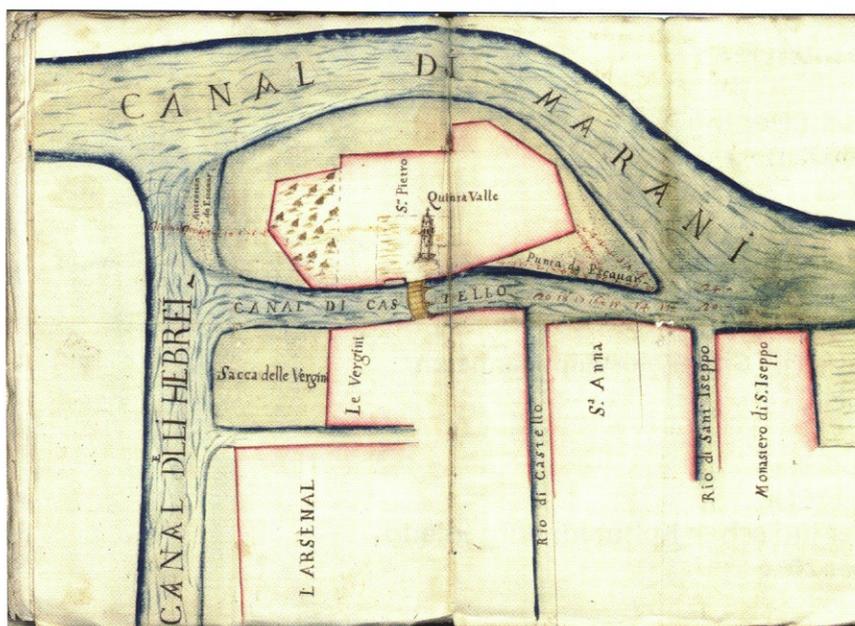
Pfandleihe war eine der Haupttätigkeiten von Juden, in Venedig wie anderswo in Europa; und vielleicht gerade dank dieses Berufes wurde die Aufnahme und darauffolgende Verankerung der Juden in der Stadt gerechtfertigt, vor allem in den Perioden wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten der

Republik Venedig. Ab dem 15. Jahrhundert, und noch mehr im darauffolgenden Jahrhundert wurde, mit der Verbreitung des Buchdruckes, der kulturelle Austausch intensiver. Das Studium des Judentums war besonders in Venedig als Sinnbild der Wiederbelebung der antiken Kultur geschätzt - vor allem unter den Adeligen, die einen leichteren Zugang zur Kultur hatten und von den Neuerungen des Humanismus angezogen waren. Der Beruf der Drucker gehörte zwar nicht zu jenen, die Juden erlaubt waren; auf

Grund ihrer Kenntnis des Hebräischen arbeiteten sie aber als Berater, Korrekturleser und Schriftsetzer mit. Unter den freien Berufen konnten die Juden nur jenen der Medizin wählen. Berühmte jüdische Ärzte hielten Kurse und Vorlesungen an der Universität von Padua.

Erste Erweiterung des Ghettos

Im Jahr 1541 legten die fünf *Savi alla Mercanzia*³ einen wenig besiedelten Grundstücksstreifen zwischen dem *Rio degli Agudi* und dem *Rio di Cannaregio* mit einigen Gemüsegärten und alten



Der Canale der Juden, ASVE, Domenico Margutti, Area di Castello compresa tra il Canale degli Ebrei e dei Marani con i rii di Castello e Sant'Isseppo, 1688, Tinte und Wasserfarben auf Papier, 300 x 409 mm. Quelle: Archivio di Stato di Venezia, Savi ed esecutori alle acque, b. 139, dis. 20. Alle Rechte: Venezia, Archivio di Stato, riproduzioni eseguite dalla sezione di fotocopie dell'Archivio di Stato di Venezia. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, Archivio Fotografico, MUVE Pressebüro.

Venedig, die Juden und Europa 1516 - 2016

Eine Jubiläums-Ausstellung im Dogenpalast

Donatella CALABI

Die Ausstellung Venedig, die Juden und Europa 1516 – 2016 wird zum 500. Jahrestag des venezianischen Ghettos von 19.6. bis 13.11. 2016 im Dogenpalast von Venedig gezeigt. Sie beschreibt den „ricinto“, die erste bauliche Ausgrenzung von Juden weltweit und welche Entwicklungen deren Ursprüngen, Gestaltung und Veränderungen zugrunde liegen.

Zugleich beabsichtigt die Ausstellung, den eigenen Blickwinkel auf jene Beziehungen, die die venezianischen Juden mit der übrigen Stadt sowie mit anderen jüdischen Vierteln in Italien und Europa (und nicht nur mit diesen) etabliert hatten, zu erweitern. Ziel der Initiative ist es, die vielschichtigen Beziehungen der Juden zu Venedig und zur Zivilgesellschaft in den verschiedenen Phasen der langen Geschichte jüdischer Präsenz in der Lagune, im Veneto sowie im europäischen und mediterranen Raum hervorzuheben. Den vielen Besuchern der Lagunenstadt soll grössere Kenntnis von der kulturellen Diversität im kosmopolitischen Venedig des beginnenden 16. Jahrhunderts, aber auch von der Vermischung von Wissen, Kenntnissen und Gewohnheiten, wie sie noch immer Venedigs Haupterbe darstellen, vermittelt werden.

Das bedeutet nicht nur Forschungsarbeit zum konkreten Bereich der drei Ghettos – *Ghetto Nuovo*, *Ghetto Vecchio* und *Ghetto Nuovissimo* (Neues Ghetto, Altes Ghetto und Jüngstes Ghetto), sondern auch eine Reflexion über den kulturellen und sprachlichen Austausch, über die handwerkliche Geschicklichkeit und die Berufe, welche die jüdische Gemeinde mit der christlichen Be-

völkerung und anderen Minderheiten, die in einem Handelszentrum von aussergewöhnlicher Bedeutung vertreten waren, teilte. Der dazu ge-

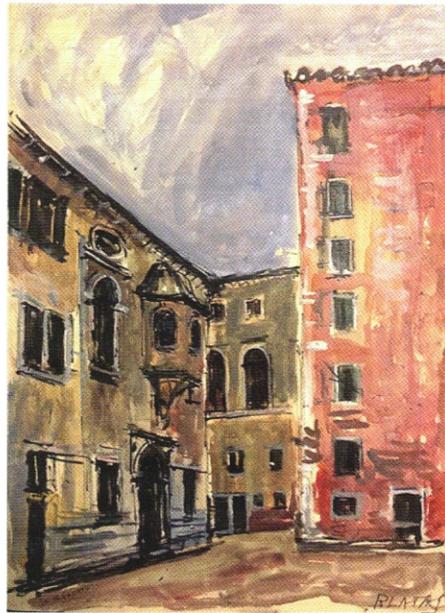
der Juden im Zeitalter der Assimilation sowie im 20. Jahrhundert deutlich werden. Die Geschichte der Errichtung des Ghettos muss, so die Hypothese des Projektes, im Kontext der allgemeinen Verwaltung

nationaler und ethnischer Minder-

heiten durch die Republik Venedig erforscht werden. Aber es geht auch darum, zu erklären, wie sich diese Beziehungen nach und nach auf ein geographisch sehr umfassendes Gebiet erweitert und mit der Zeit fortbestanden haben, indem sie sich an die politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen anpassten.

Gemälde, Zeichnungen, Bücher und Dokumente, die, in zehn Abschnitte gegliedert, auf elf Säle der Wohnräume des Doge verteilt sind, erlauben es, Zeugnis zu geben von Ereignissen, die einen langen Zeitraum von Beziehungen und Austausch zum Inhalt haben. Die Ausstellung wird mit Technologien wie Video, Touch-Screen und Modellen ausgestattet sein, um die Erzählung zu erleichtern und sie verschiedenen Publikums-Zielgruppen zugänglich zu machen. Mit der Geschichte der Siedlungsereignisse wird eine Reihe von Episoden verknüpft sein, die in der Lage sind, die Aufmerksamkeit eines heterogenen Publikums auf sich zu ziehen: Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, Reiseberichte, Literatur, Musik und Theater.

Ausstellung: Venedig, die Juden und Europa 1516-2016. Kuratorin: Donatella Calabi. Venedig, Palazzo Ducale, Appartamento del Doge. Geöffnet täglich 08.30 – 19.00 Uhr, ab 1.11. bis 17.30 Uhr. Link: <http://palazzoducale.visitmuve.it>



Arbit Blatas, *Synagogen, Ghetto Venedig*. Mit freundlicher Genehmigung: Fondazione Musei Civici di Venezia, MUVE Pressebüro.



Vittore Carpaccio, *Bildnis des Doge Leonardo Loredan*, 1501-1505, Öl und Tempera auf Holz 67 x 51 cm. Venedig

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr.ⁱⁿ Eva Holpfer - DAVID dankt für die Unterstützung!

Zum Titelbild: Venedig, Ghetto, Si-